

shalom
Frieden



Mir

Salam

Paix

Bariş



Interreligiöser Dialog

Konzeption der interreligiösen Arbeit
Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern





Interreligiöser Dialog

Konzeption der interreligiösen Arbeit Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern

Vorwort	3
Einführung	4
Kapitel 1 Theologische Grundlegung	8
Kapitel 2 Das Verhältnis von Christentum und Judentum	17
Kapitel 3 Die Beziehung von Christentum und Islam	25
Kapitel 4 Die Begegnung mit Hinduismus und Buddhismus	33
Kapitel 5 Möglichkeiten und Kriterien interreligiöser Arbeit	40



Vorwort

Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist, und das mit Sanftmut und Gottesfurcht.

(1. Petrus 3,15b-16a)

Unsere Gesellschaft, ja unsere Welt verändert sich. Während in Bayern noch vor wenigen Jahrzehnten fast ausschließlich Christen lebten, ist die religiöse und kulturelle Landschaft mittlerweile vielfältig und bunt. Das fordert neben anderen gesellschaftlichen Kräften auch uns als Kirche heraus, theologisch und praktisch. Was leitet uns in der Begegnung mit Menschen, die anders glauben als wir? Wie wollen wir mit ihnen reden, umgehen und zusammenleben? Auf welche Weise und mit welcher Haltung nehmen wir am Gespräch mit Vertretern anderer Religionen teil?

Diesen Fragen geht die „Konzeption der interreligiösen Arbeit der ELKB“ nach. Über mehrere Jahre hinweg wurde die interreligiöse Konzeption durch verschiedene Arbeitsgruppen der Teilhandlungsfeldkonferenz Ökumene (Ökumenefachausschuss) unter Mitwirkung der kirchenleitenden Organe (Landessynode, Landessynodalausschuss und Landeskirchenrat) gründlich vorbereitet. Auf der Frühjahrsynode 2016 wurde sie durch die Landessynode mit überwältigender Mehrheit beschlossen. Sie dient der Selbstklärung und Selbst-

vergewisserung der kirchenleitenden Organe und benennt dabei auch Herausforderungen und Aufgaben für die Kirche. Sie zielt darauf ab, dass wir erkennbar als Christinnen und Christen in den Dialog und die Begegnung mit Menschen anderer Religionen eintreten. Dazu ist es unerlässlich, dass wir sprachfähig sind und Auskunft geben können über unseren Glauben und die Hoffnung, die unser Leben bestimmt.

Die Konzeption ist die theologische Grundlage für viele praktische Fragen in der konkreten Begegnung mit Menschen anderen Glaubens vor Ort. Diese praktischen Fragen beantwortet sie allerdings nicht selbst, denn dafür stehen bereits zahlreiche Veröffentlichungen zur Verfügung, die auszugsweise im Anhang genannt werden. Der landeskirchliche Beauftragte für interreligiösen Dialog und Islamfragen, Dr. Rainer Oechslen, sowie der landeskirchliche Beauftragte für den christlich-jüdischen Dialog, Dr. Axel Töllner, stehen zudem zur Beratung zur Verfügung.

Allen, die an der Vorbereitung und der Ausarbeitung der Konzeption beteiligt waren, gebührt Dank, besonders aber Prof. Dr. Andreas Nehring und dem landeskirchlichen Beauftragten für interreligiösen Dialog und Islamfragen, Dr. Rainer Oechslen.

Oberkirchenrat Michael Martin

Einführung

Nachdem die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern (ELKB) bereits eine Konzeption ihrer Partnerschaftsarbeit vorgelegt¹ und bei der Synode in Weiden ihre Konzeption der konfessionellen Ökumene² verabschiedet hat, folgt nun als dritter und abschließender Teil einer „Ökumene-Konzeption“ (im Sinne des Wortes „oikumene“ als ganzer bewohnter Erde³) die Konzeption der interreligiösen Arbeit. Darin gibt sich die ELKB Rechenschaft über ihr Verhältnis zu anderen Religionen, zu deren Gruppen und Gemeinden in Bayern und zu deren einzelnen Gläubigen.

In erster Linie ist dabei an die großen Religionen zu denken, die auch in Deutschland und Bayern ihre Anhänger und Anhängerinnen haben: an Judentum, Islam, Hinduismus und Buddhismus. Unsere Überlegungen beziehen sich prinzipiell aber auch auf Konfuzianismus und Daoismus, auf afrikanische sowie andere Religionen, die im gesellschaftlichen Umfeld unserer Partnerkirchen bedeutende Faktoren der Kultur darstellen. Dabei ist sich auch die ELKB bewusst, dass die Gattungsbezeichnung „Religion“ ein europäisches Konzept darstellt, das sich nicht ohne weiteres auf andere kulturelle Kontexte übertragen lässt. Weder in den süd- und südostasiatischen Sprachen, noch im Chinesischen, noch – genau genommen – im Arabischen gibt es Äquivalente zu diesem in unserer christlichen Tradition geprägten Be-

griff, der erst im frühen 19. Jahrhundert seine jetzige Bedeutung erhielt.

Viele der genannten „Religionen“ sind inzwischen außerhalb ihres angestammten Gebietes verbreitet und haben Anhänger auch in Deutschland. Sie sind hier zu gesellschaftlichen Größen geworden und entwickeln Verbände sowie andere soziale Strukturen. Im interreligiösen Dialog kommunizieren nicht nur Einzelpersonen, sondern auch verfasste Organisationen.

Christen und Christinnen haben Kontakte zu Mitgliedern anderer Religionen, sie begegnen ihnen als Nachbarn, beim Elternabend oder beim Einkauf. Auch im Alltag ergeben sich also Gespräche über den Glauben. Manche Gemeinden oder Gruppen suchen bewusst das Gespräch mit Menschen aus anderen Religionen. Zu bestimmten Anlässen gibt es öffentliche Feiern, bei denen Gläubige verschiedenster Bekenntnisse beten. Viele Mitglieder der Kirche pflegen für sich selbst oder in ihrer Familie eine „Patchworkreligiosität“, in die sie auch Elemente anderer Religionen aufnehmen. Die Kirche muss über diese Kontakte nachdenken und sich klar machen, was die Präsenz anderer Religionsgemeinschaften für sie bedeutet. Die Begegnung mit deren Anhängern wirft Fragen auf, ist aber immer auch Gelegenheit, sich des eigenen Glaubens zu vergewissern. Solche Be-

gegnungen haben meist nicht nur interreligiösen, sondern auch interkulturellen Charakter, weil die Gesprächspartner nicht nur aus anderen Religionen, sondern auch aus anderen Kulturen kommen. Immer häufiger tragen auch Begegnungen mit anderen Christen die Kennzeichen eines interkulturellen Dialogs. Das wird etwa deutlich, wenn Gemeinden der ELKB Beziehungen mit interkulturellen christlichen Gemeinden aufnehmen, sei es, dass diese koreanische oder afrikanische oder anderweitige Wurzeln haben.

Eine einzigartige Stellung nimmt für die ELKB der Dialog mit dem Judentum ein, der – wie im zweiten Kapitel dargelegt wird – kein Gespräch zwischen zwei Konfessionen ist, aber auch mehr als ein Gespräch zwischen zwei Religionsgemeinschaften darstellt. Das christlich-jüdische Verhältnis ist für die Kirche auch um ihrer selbst willen notwendig, weil sie ihre Identität nicht beschreiben kann, ohne ihr Verhältnis zum Judentum als biblischem Israel und gegenwärtiger Judenheit zu bedenken. Es führt als „für Kirche und Theologie zentrale Lebensfrage“⁴ in die Mitte des christlichen Glaubens.

Der interreligiöse ist vom konfessionell-ökumenischen Dialog zu unterscheiden. Bei diesem geht es um die Beziehungen der lutherischen Kirchen zu anderen Kirchen und christ-

lichen Gruppen. Dabei wird vorausgesetzt, dass alle Gesprächspartner „den Herrn Jesus Christus gemäß der Heiligen Schrift als Gott und Heiland bekennen und darum gemeinsam zu erfüllen trachten, wozu sie berufen sind, zur Ehre Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“⁵. Beim interreligiösen Dialog kann man von keinen vergleichbaren Voraussetzungen ausgehen. Die drei „abrahamischen“ Religionen weisen zwar viele Gemeinsamkeiten, aber auch grundlegende Unterschiede auf. Noch deutlicher werden diese Unterschiede im Vergleich des Christentums mit den Religionen aus Süd- und Ostasien.

Dennoch gibt es Überzeugungen und Anliegen, welche Gläubige aller Religionen miteinander teilen, etwa das Bewusstsein einer letzten Verantwortlichkeit des Menschen für sein Tun und Lassen, ein das empirisch Vorfindliche übersteigendes Verständnis menschlicher Existenz, eine elementare Bedeutung der Gemeinschaft für das menschliche Leben, sowie den Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der natürlichen Umwelt.

Die „Leitlinien“ des ÖRK „zum Dialog mit Menschen verschiedener Religionen und Ideologien“⁶ von 1977 verstehen den Dialog zwischen Menschen verschiedener religiöser und kultureller Traditionen in einem weiten Sinn, der gemeinsame Aktionen, die Verfol-

gung gemeinsamer Interessen, kulturelle Begegnungen und allgemein gesellschaftliche Kontakte umfasst. Im Jahr 2002 hat der ÖRK diese Leitlinien überarbeitet und „Ökumenische Erwägungen zum Dialog und zu den Beziehungen mit Menschen anderer Religionen“ vorgelegt. In diesen „Erwägungen“ präzisiert der ÖRK sein Verständnis des Dialogs und sagt unter anderem: „Dialog muss ein Prozess gegenseitiger Ermutigung (empowerment) sein, nicht eine Verhandlung zwischen Parteien, die gegensätzliche Interessen und Ansprüche vertreten ... Im Dialog wachsen wir im Glauben. Für uns Christen führt die Beteiligung am Dialog zu einer ständigen Neubewertung unseres Verständnisses der biblischen und theologischen Tradition. Dialog bringt alle Gemeinschaften dazu, selbstkritisch zu sein und die Art und Weise, wie sie ihre Glaubensstradition interpretieren, neu zu überdenken.“⁷

Die Charta Oecumenica – Leitlinien für die wachsende Zusammenarbeit unter den Kirchen in Europa – aus dem Jahr 2001 formuliert in Nr. 10: „Es ist dringend nötig, in Verkündigung und Unterricht, in Lehre und Leben unserer Kirchen die tiefe Verbindung des christlichen Glaubens zum Judentum bewusst zu machen und die christlich-jüdische Zusammenarbeit zu unterstützen.“ Über den Dialog mit den Muslimen schreibt sie in Nr. 11: „Die Begegnung zwischen Christen und Muslimen

sowie den christlich-islamischen Dialog wollen wir auf allen Ebenen intensivieren. Insbesondere empfehlen wir, miteinander über den Glauben an den einen Gott zu sprechen und das Verständnis der Menschenrechte zu klären.“⁸

In einem echten Gespräch begegnen sich die Partner auf gleicher Höhe; sie bemühen sich um Klarheit, Verständlichkeit, Wahrhaftigkeit, Lernbereitschaft und gegenseitigen Respekt.⁹ Dieser Dialog vollzieht sich „im Gehorsam gegen die Wahrheit und im Respekt vor der Freiheit“¹⁰, er ist eingebettet in den Kontext des Zusammenlebens und der Begegnung und umfasst daher viel mehr als das reine Gespräch.

Im Folgenden wird zuerst nach den theologischen Grundlagen des interreligiösen Dialogs gefragt. Sodann werden die Beziehungen des Christentums zum Judentum, zum Islam und zu den Religionen fernöstlichen Ursprungs umrissen. ¹¹ Im letzten Kapitel geht es um Möglichkeiten und Grenzen interreligiöser Arbeit in der Kirche. Es handelt sich hierbei nicht um theologische Aussagen, die abschließende oder auch nur dauerhafte Geltung beanspruchen. Vielmehr geht es um eine Selbstbesinnung unserer Kirche auf ihrem Weg in dieser Zeit, die durch neue Erkenntnisse und Erfahrungen überholt werden können.

Anmerkungen

- 1 Außenbeziehungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Ein Beitrag zur weltweiten Communio, 2007.
- 2 Konzeption Ökumene der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, 2010.
- 3 Von „Ökumene“, wie sie im innerchristlichen Gespräch verstanden wird, kann im Verhältnis zu anderen Religionen nicht die Rede sein.
- 4 So in der Präambel zur Erklärung der ELKB von 1998.
- 5 Basisformel des Ökumenischen Rates der Kirchen.
- 6 Beschlossen bei der innerchristlichen Konsultation des ÖRK in Chiang Mai 1977 und vom Zentralaussschuss bei seiner Tagung im August 1977 entgegen genommen. Nachzulesen:
<https://www.oikoumene.org/de/resources/documents/programmes/interreligious-dialogue-and-cooperation/interreligious-trust-and-respect/guidelines-on-dialogue-with-people-of-living-faiths-and-ideologies>
- 7 <https://www.oikoumene.org/de/resources/documents/programmes/interreligious-dialogue-and-cooperation/interreligious-trust-and-respect/ecumenical-considerations-for-dialogue-and-relations-with-people-of-other-religions>
Das Zitat unter Nr. 18.
- 8 <http://www.ceceurope.org/wp-content/uploads/2015/07/ChartaOecumenicaDE.pdf>
- 9 Vgl. hierzu die grundlegenden Überlegungen in: Christlicher Glaube und religiöse Vielfalt in evangelischer Perspektive. Ein Grundlagentext des Rates der EKD, Gütersloh 2015 (online abrufbar: www.ekd/download/christlicher_glaube.pdf; 14.04.2016)
- 10 So das römisch-katholische Dokument „Dialog und Verkündigung. Überlegungen und Orientierungen um den interreligiösen Dialog und zur Verkündigung des Evangeliums Jesu Christi.“, vorgelegt vom Päpstlichen Rat für den interreligiösen Dialog am 19.5.1991, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 102.
http://cibedo.de/wp-content/uploads/2016/01/102_Dialog_und_Verkuendung.pdf
- 11 Diese Konzentration auf die genannten Weltreligionen schließt den Dialog mit anderen Religionsgemeinschaften nicht aus, vgl. Matthias Pöhlmann / Christine Jahn (Hgg.), Handbuch Weltanschauungen, Religiöse Gemeinschaften, Freikirchen. Hgg. Im Auftrag der Kirchenleitung der VELKD, Gütersloh 2015.



1. Kapitel

Theologische Grundlegung

Der interreligiöse Dialog als zeit- und schriftgemäße Form der Begegnung mit Menschen aus anderen Religionen

Die dialogische Begegnung ist die zeitgemäße und schriftgemäße Form der Begegnung von Angehörigen verschiedener Religionen. Zeitgemäß ist sie deshalb, weil sie dem Rechnung trägt, was von den Religionen heute gefordert wird, nämlich dass sie ein friedliches Zusammenleben fördern. Der Friede in der Welt hängt auch vom friedlichen Zusammenleben der Religionsgemeinschaften ab.

Weil eine dialogische Begegnung der Religionen aus christlicher Sicht ein Glaubenszeugnis einschließt, ist sie schriftgemäß. Ein Beispiel dafür ist die Antwort, die Petrus und Johannes dem Hohen Rat geben: „Wir können's ja nicht lassen, von dem zu reden, was wir gesehen und gehört haben“ (Apg 4,20). Dies entspricht der Sicht Martin Luthers und der Reformation, dass jeder Christ zur Bezeugung seines Glaubens gerufen ist, damit „das Evangelium rechtschaffen durch die Welt gepredigt werde“¹.

Zum interreligiösen Dialog kommt es nur zwischen Menschen, die wissen, was sie glauben, die also eine eigene Position haben. Die Verwurzelung im eigenen Glauben und das Nach-

denken über ihn verhelfen zu der Offenheit, die den eigenen Glauben bezeugt, das andere Glaubenszeugnis hört und das Gespräch über beides sucht. Dabei dürfen die christlichen Partner dessen sicher sein, dass der dreieinige Gott auch durch die Mitglieder anderer Religionen zu Christen sprechen kann.²

Es gibt keinen Konsens darüber, was genau unter dem Ausdruck „interreligiöser Dialog“ verstanden wird. Sprechen die einen nur vom „interreligiösen Dialog“ wenn ein Gespräch über den Glauben bewusst geführt wird, so nennen andere auch Begegnungen von Menschen verschiedener Religionen im Alltag „Dialog“. In der katholischen Kirche spricht man manchmal im Unterschied vom „Dialog der Experten“ und dem „Dialog der religiösen Erfahrung“ von einem „Dialog des Lebens und Handelns“. Auch wenn diese Terminologie hier nicht übernommen wird, so werden doch unterschiedliche Ebenen angedeutet, wenn manchmal vom „Dialog“, ein anderes Mal von „Begegnung“ oder „Gespräch“ die Rede ist.

Dialogfähig werden Christen und Christinnen durch die Bejahung der eigenen Grenzen und des eigenen Ortes. Die Bejahung der eigenen Grenzen schafft Raum für eine Begegnung mit den anderen Religionsgemeinschaften,



ohne dass diese grundsätzlich abgelehnt oder in gutgemeintem Respekt vereinnahmt würden. Die Bejahung des eigenen Ortes führt zur Auskunft über den eigenen Glauben, gemäß der apostolischen Aufforderung: „Seid jederzeit bereit zur Rechenschaft über die Hoffnung, die in euch ist“ (1 Petr 3,15).

Bejahung der eigenen Grenzen

a) Ein Gespräch mit Menschen aus anderen Religionen kann gelingen, wenn der eigene Standpunkt bewusst angenommen wird. Dann aber gilt: Wer die eigenen Grenzen bejaht, kann über sie hinausschauen. Der Raum jenseits von unserer Erkenntnis Gottes und seines Wirkens ist auch der Raum der anderen Religionen und Weltanschauungen. Wie Gott in ihnen handelt oder nicht handelt, wie dort die Wege zu Gott oder die Wege Gottes zur Welt aussehen, das sind Fragen, die jenseits der uns gegebenen Einsicht in Gott und sein Wirken liegen. Die Grenzen unserer Einsicht sind auch die Grenzen unseres Urteils, nicht aber die Grenzen Gottes und seines Wirkens. Das legt nahe, mit unserem Urteil vorsichtig zu sein. In den anderen Religionen begegnen uns ande-

re Vorstellungen von Gott und seinem Wirken und andere Entwürfe vom Menschen und seinem Leben in der Welt, Vorstellungen, die wir in ihrem eigenständigen Anders-Sein wahrnehmen, die uns zugleich zu neuem Nachdenken über den eigenen Glauben, zur Stellungnahme und zum Gespräch herausfordern. Manche Gedanken anderer Religionen werden uns möglicherweise spontan ansprechen, vielleicht meinen wir in ihnen die Anrede unseres Gottes zu erkennen; anderes wird uns dauerhaft fremd bleiben.

b) Dabei wissen wir: Wir führen das Gespräch mit den Angehörigen anderer Religionen nie von einem „neutralen“ Standpunkt aus, von einem Ort zwischen den Religionen. Als Christen sind wir immer schon von Christus und vom Glauben an ihn bestimmt. Für unser Verhältnis zu anderen Religionen gilt deshalb, was die Weltmissionskonferenz von San Antonio 1989 formuliert hat: „Wir kennen keinen anderen Weg zum Heil als Jesus Christus. Gleichzeitig können wir dem Heilswirken Gottes keine Grenzen setzen. Zwischen diesen beiden Aussagen besteht eine Spannung, die wir anerkennen und die wir nicht lösen können.“³

c) Befürworter und Befürworterinnen einer dialogoffenen Haltung fordern manchmal,

die christlichen Gesprächsteilnehmer sollten die Religionsgemeinschaften ihrer Gesprächspartner als gleichwertige Heilswege anerkennen. Man spricht in diesem Zusammenhang von einer „pluralistischen Religionstheologie“⁴. Diese Position stellt nach unserer Auffassung allerdings eine Überschreitung der uns gesetzten Grenzen dar. Wir haben keine Möglichkeit, außerhalb unseres eigenen Glaubens etwas über die Heilserfahrung anderer Religionen positiv oder negativ auszusagen.

d) Die im Neuen Testament in seiner Menschwerdung bezeugte Liebe Gottes bewegt uns dazu, allen Menschen mit Respekt und Achtung zu begegnen. Dazu gehören insbesondere Gläubige anderer Religionen. Vor diesem Hintergrund schließen wir die Möglichkeit nicht aus, dass Gott auch Menschen in anderen und durch andere Religionen leitet und zu sich führt. So knüpft Paulus in der Areopagrede (Apg 17) an die Gottesfurcht der Athener an und kommt so mit ihnen über den „Unbekannten Gott“ ins Gespräch.

e) Die Bibel ist in dieser Frage vielstimmig. Schon im Alten Testament gibt es Erzählungen wie die von Melchisedek, dem Priester eines anderen Kultes, der Abram (1 Mose 14,19) segnet. Jitro, Priester einer fremden Religion, segnet Mose (2 Mose 18,10). Die Zionstradition redet im Allgemeinen davon, dass die

Völker, die Israel angreifen, zurückgeschlagen werden. Doch in Micha 4,1-3 (par Jes 2,2-4) ist davon die Rede, dass die Völker hinströmen zum Berg des Herrn, dass er sie seine Wege lehre. Aber auch dieser Abschnitt endet in der Michafassung mit dem Satz: „Ein jedes Volk wandelt im Namen seines Gottes, aber wir wandeln im Namen des Herrn, unseres Gottes, immer und ewiglich!“ (Mi 4,5) Zugleich wird anderswo die Verehrung fremder Götter entschieden abgelehnt. Man denke nur an die Auseinandersetzung des Propheten Elia mit dem Baalskult (1 Kön 17ff).⁵

Im Neuen Testament findet sich in einigen herausragenden Aussagen eine Exklusivität des Heils. Zwei Beispiele: Jesus sagt in den Abschiedsreden des Johannesevangeliums „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater, denn durch mich“ (Joh 14,6) und Petrus bekennt vor dem Hohen Rat: „In keinem anderen ist das Heil, auch ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden“ (Apg 4,12). Beide Worte kommen aus einer Situation der Bedrängnis und ermutigen zum Festhalten am Bekenntnis. Wir glauben, dass Christus zum Heil aller Menschen und der ganzen Welt gesandt ist; wir machen aber über das Heil von Nichtchristen keine Aussagen, denn das ist allein Sache Gottes.

f) Diese und vergleichbare Aussagen der frühen christlichen Gemeinde entstehen aus der grundlegenden Erfahrung, dass das Heil, das einst vor allem Israel vorbehalten war, in Christus vollends geöffnet wurde für Menschen aus den „Völkern“. Der Epheserbrief beschreibt diese Grunderfahrung: „Ihr wart zu jener Zeit ohne Christus, ausgeschlossen vom Bürgerrecht Israels und Fremde außerhalb des Bundes der Verheißung; daher hattet ihr keine Hoffnung und wart ohne Gott in der Welt. Jetzt aber in Christus Jesus seid ihr, die ihr einst Ferne wart, Nahe geworden ... nämlich Mitbürger der Heiligen und Gottes Hausgenossen“ (Eph 2,12.13.19). Das führt hin zu unserem Bekenntnis: Es gibt keinen anderen Zugang zum Heil als Jesus Christus. Dies ist für uns bleibende Wahrheit unseres Glaubens. Gerade darum verstehen wir die genannten Aussagen als Zeugnisausagen von Menschen, denen Christus die Tür zum Heil geöffnet hat. Sie aus ihrem Bekenntniszusammenhang zu lösen und sie zu absoluten zeit-, ort- und subjektlosen Sätzen zu machen, hieße, ihren Sinn zu verfehlen. „Bei diesen Aussagen handelt es sich nicht um Absolutheitsansprüche für eine bestimmte Religion, sondern um persönliche oder gemeinschaftliche ‚Äußerungen im Zeugenstand‘ (G. Ebeling). In solchen Aussagen drücken sich zuerst die Tiefe und der Ernst der eigenen Gottesbeziehung aus.“⁶

g) Der Apostel Paulus bedenkt in den Kapiteln 9 bis 11 des Römerbriefes den Weg der Juden, die nicht zum Glauben an Jesus Christus gekommen sind und eröffnet der Gemeinde das „Geheimnis“, dass „ganz Israel gerettet“ werden wird (Röm 11,25). Darüber hinaus entwickelt das Neue Testament keine Theorie über das Heil oder Unheil der Nichtchristen – auch wenn es an einzelnen Stellen so scheinen mag. Ein Beispiel dafür ist etwa Markus 16,16. Hier, im erweiterten Markusschluss, wird der Heilszusage „Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden“ die Unheilsausage „Wer aber nicht glaubt, der wird verdammt werden“ hinzugefügt. Der Kontext macht deutlich, wie es zu dieser Ergänzung kommt: Jesus schilt nämlich den Unglauben und die „Herzeshärtigkeit“ der Jünger und wirft ihnen vor, „dass sie nicht geglaubt hatten denen, die ihn gesehen hatten als Auferstandenen“ (Mk 16,14). Es geht hier also nicht um den Unglauben der Welt, sondern um den Unglauben der Kirche. Für den Glauben der Gemeinde aber gilt: Er ist Geschenk. „Aus Gnade seid ihr selig geworden durch den Glauben, und das nicht aus euch: Gottes Gabe ist es.“ (Eph 2,8)

h) Zusammenfassend lässt sich sagen: Das Neue Testament bekennt in all seiner Vielstimmigkeit einhellig das, was der reformatorische Choral ausdrückt: „Es ist das Heil uns kommen her aus Gnad und lauter Güte“ (Paul Speratus



EG 342,1). Daraus allgemeingültige Unheilsaussagen über die Welt außerhalb der Christus bekennenden Gemeinde abzuleiten, wäre nicht nur unsachgemäß; es bestünde auch die Gefahr, dass der Gnadencharakter des Heils in Christus verdunkelt würde. Die Bestimmung des Verhältnisses des Christentums zu anderen Religionen bleibt in der Spannung, die das zitierte Dokument von San Antonio klar formuliert hat:⁷ Die christliche Gemeinde bleibt auf Christus als den Grund des Heils verwiesen und rechnet doch mit dem Handeln des Geistes Gottes auch jenseits ihrer Grenzen. Ein letztes Urteil bleibt Gott vorbehalten. Auch hier gilt, was der Apostel Paulus gesagt hat: „Unser Wissen ist Stückwerk, und unser prophetisches Reden ist Stückwerk. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, so wird das Stückwerk aufhören.“ (1 Kor 13, 9-10)

Bejahung des eigenen Ortes

a) Im Evangelium ist uns eine Botschaft für alle anvertraut. Diese universale Dimension des Schöpfungs- und Erlösungsglaubens findet schon im Alten Testament vielfachen Ausdruck, etwa in den Psalmen („Die Erde ist des Herrn und was darinnen ist, der Erdkreis und die darauf wohnen“, Ps 24,1) oder in Jesaja

49,1 („Hört mir zu, ihr Inseln, und ihr Völker in der Ferne, merket auf!“). Im Neuen Testament wird sie zum Beispiel darin sichtbar, dass das Matthäus-Evangelium von den Weisen aus dem Morgenland, also den Vertretern anderer Religionen und Kulturen, am Anfang (Mt 2,1-12) und dem so genannten Missionsbefehl am Ende (Mt 28,18-20) gleichsam gerahmt ist. Das ist unser Ort: Uns ist etwas für alle anvertraut. Damit ist uns die Aufgabe gestellt, den uns anvertrauten Glauben denen bekannt zu machen, die einer anderen Religion (oder auch keiner Religion) angehören. Diese Mitteilung des Glaubens verstehen wir unter Mission. Sie ist ein Kennzeichen der Kirche und geschieht nicht nur verbal, sondern in den vielfältigen Formen des Zusammenlebens und muss Handeln und Reden umfassen.⁸

b) Der interreligiöse Dialog ist von der Mission im eben beschriebenen Sinne zu unterscheiden, bleibt aber gleichwohl auf den christlichen Auftrag bezogen. Das christliche Zeugnis hat seinen Ort auch im interreligiösen Dialog, da wir davon ausgehen, dass die Religionen aller Gesprächsteilnehmer uneingeschränkt zur Sprache kommen sollen. Es ist zu bedenken, dass nicht nur dem Christentum eine universale Dimension eigen ist, sondern auch anderen Religionen. Der Buddhismus etwa oder der Islam kennen zwar den Ausdruck „Mission“ nicht, sie haben aber sehr wohl ihren Glauben



und auch ihre politischen Ordnungsvorstellungen hinausgetragen zu Menschen in anderen Ländern und Kulturen. Insofern führt am Streit um die Wahrheit kein Weg vorbei. Es kommt darauf an, wie dieser Streit ausgetragen wird. Die Wahrheit des christlichen Glaubens eignet sich nicht als Festung, von der aus man andere attackieren könnte. Wir haben sie nie als unverlierbares Eigentum, sondern müssen sie ständig neu empfangen und sind darauf angewiesen, dass sie uns immer wieder neu gegeben wird. Sie ist im Verhältnis zu anderen Wahrheiten nicht nur Wahrheit im Streit, sondern auch Wahrheit im Gespräch – wobei Wahrheit nicht nur in zutreffenden Aussagen besteht, sondern Hinweis auf das ist, worauf man sich verlassen kann. Das christliche Zeugnis im Rahmen des interreligiösen Dialogs heißt: bescheiden, aber klar und „mit Sanftmut“ (1 Petr 3,16) Auskunft geben über den eigenen Glauben und die Hoffnung, die in uns ist (1 Petr 3,15). Das Gespräch über die Wahrheit der Religionen bringt nicht Sieger und Besiegte hervor, sondern nachdenkliche Menschen, in denen die Worte der anderen nachklingen. Daher muss dem Reden auch das eigene Zuhören entsprechen.

c) Das Hinhörenkönnen auf den Nächsten ist eine Gabe Gottes (so etwa 1 Kön 3,9 und Jes 50,4) und zugleich etwas, das man lernen und einüben kann. „Lebendige Gegenseitigkeit“ des Redens und Hörens ist keine Selbst-

verständlichkeit. Vor allem ist es eine Sache menschlicher Bildung, Reife und Ernsthaftigkeit. Kirchliche Bildungsarbeit spielt hier eine zentrale Rolle.

d) Das Gespräch über die Wahrheit der Religion erfordert Klarheit. Immer wieder kommen Christen im Verlauf des Gesprächs an Punkte, an denen sie – vielleicht mit Erschrecken – merken, wie unklar ihr eigener Glaube ist. Der interreligiöse Dialog nötigt uns, den eigenen Glauben neu zu bedenken. Das Evangelische Missionswerk in Deutschland zitiert in seinem Glaubenskurs „Christsein angesichts des Islam“ den Theologen Theo Sundermeier, der sagt: „Im Dialog werden wir zu Lernenden. Das gilt auch für den Dialog mit den anderen Religionen ... Wir werden Hörende, Lernende und gewinnen daraus neue Kraft und merken in solchem Dialog, dass wir nicht nur die anderen besser kennen lernen, sondern – das ist die Grunderfahrung jedes interreligiösen Dialogs – auch immer tiefer unsere Identität begreifen, die wir im Dialog nicht verschweigen müssen, sondern angemessen einbringen sollen.“⁹ Schließlich resümiert dieser Glaubenskurs: „Im Gespräch mit Muslimen sind Christen herausgefordert, ihren eigenen Glauben in Worte zu fassen.“¹⁰

e) Zur Klarheit gehört die Sprachfähigkeit im eigenen Glauben. Sie erwächst aus dem Bemühen, für sich selber und in der Gemein-

schaft mit anderen zu klären, was christlicher Glaube ist. Die Kunst des Dialogs liegt darin, in verständlichen Worten zu sprechen. Wir werden die Wahrheit des Glaubens nie ganz in unsere unvollkommenen Worte fassen können, aber das, was wir von der Wahrheit des Glaubens erkannt haben, sollen wir so zur Sprache bringen, dass sie als frohe Botschaft erfahrbar wird. Das Alte Testament sah im Reden-Können eine Gabe Gottes (Spr 16,1). Im Neuen Testament finden wir die Zusage: „Der Heilige Geist wird euch ... lehren, was ihr sagen sollt“ (Lk 12,12). Dies gilt auch für das Gespräch mit Menschen aus anderen Religionen.

f) Zum Gespräch über die Wahrheit gehört schließlich Lernbereitschaft. Sie macht einen Dialog erst fruchtbar und kann bewirken, dass uns in der Begegnung mit den Einsichten einer anderen Religion auch unsere eigene bewusster wird. Manchmal begegnen uns in anderen Religionen und durch Menschen anderer Religionen Haltungen und Sichtweisen, die bei uns wenig entwickelt, vielleicht vernachlässigt, ja vergessen sind. Die Begegnung mit der anderen Religion führt also möglicherweise zu Entdeckungen in der eigenen Religion, vorausgesetzt, man ist für solche Entdeckungen offen.

g) Ein wichtiger Beitrag zu den Regeln des interreligiösen Dialogs wurde in letzter Zeit vom

Ökumenischen Rat der Kirchen, dem Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog und der weltweiten Evangelischen Allianz gemeinsam veröffentlicht. Der Text „Das christliche Zeugnis in einer multireligiösen Welt“¹¹ aus dem Jahr 2011 eröffnet von einem vertieften Verständnis christlicher Mission her eine Perspektive auf andere Religionen. Wichtig ist vor allem der Gedanke, dass zur christlichen Mission wesentlich der Respekt vor anderen Religionen gehört und die Bereitschaft, auf alle Abwertungen und unsachlichen Darstellungen anderer Religionen zu verzichten.¹²

Anmerkungen

- 1 Großer Katechismus, Auslegung zur zweiten Bitte des Vaterunsers.
- 2 So argumentieren z.B. die Dokumente der Vollversammlung des ÖRK in Uppsala 1968.
- 3 Wörtlich: „In affirming the dialogical nature of our witness, we are constrained by grace to affirm that 'salvation is offered to the whole creation through Jesus Christ' ... We are well aware that these convictions and the ministry of witness stand in tension with what we have affirmed about God being present in and at work in people of others faiths; we appreciate this tension, and do not attempt to resolve it." Section I, 29. Zitiert nach: Frederick R. Wilson (ed.), The San Antonio Report, Geneva 1990, 33.
- 4 Man unterscheidet in der Fachdiskussion drei Formen der theologischen Einordnung nichtchristlicher Religionen: die pluralistische Religionstheologie, nach der alle Religionen gleichwertig sind, den Exklusivismus, der die Heilsmöglichkeit von Nichtchristen ausschließt und den Inklusivismus, der in anderen Religionen „Elemente der Wahrheit“ (so die Formulierung des 2. Vatikanischen Konzils) erkennt, die Übereinstimmungen in den verschiedenen Glaubensweisen betont und von daher die Berufung von Nichtchristen zum Heil jedenfalls nicht ausschließt. Erstmals wurde diese Typisierung vertreten von Alan Race, Christians and Religious Pluralism: Patterns in the Christian Theology of Religions, Maryknoll 1982.
- 5 Die Bibel geht keineswegs von einer rundherum positiven Deutung religiöser Phänomene aus, vielmehr vertritt sie an einigen Stellen – ohne den Ausdruck „Religion“ zu benutzen – eine deutliche Religionskritik, die allerdings zunächst der religiösen Praxis Israels und der christlichen Gemeinde gilt.
- 6 So der Schweizerische Evangelische Kirchenbund in seinem Dokument „Wahrheit in Offenheit“, SEK Position 8, Bern 2007 www.kirchenbund.ch/sites/default/files/publikationen/pdf/SEK-Position-8.pdf
- 7 Ein weiteres Modell der Zuordnung von Christentum und nichtchristlichen Religionen hat der Lutherische Weltbund 2005 in seinem Dokument „Mission im Kontext“ vorgelegt. Unter ausdrücklicher Aufnahme der Erklärung von San Antonio erklärt er: „Ein trinitarisches Modell (des interreligiösen Dialogs) schafft nicht nur Raum und erkennt das Existenzrecht des Anderen an, sondern bietet auch eine theologische Grundlage und Modelle für die Praxis der ‚gemeinsamen Suche nach der Wahrheit‘ im interreligiösen Dialog. Für die Kirche bietet sich die Möglichkeit, mit einem trinitarischen Ansatz die Einzigartigkeit Christi zu unterstreichen und gleichzeitig den Einfluss des Heiligen Geistes auch außerhalb der Kirche und Gottes Wirken in der Schöpfung und auch in anderen Religionen zu bekennen.“
LWB: Mission im Kontext. Verwandlung, Versöhnung, Bevollmächtigung. Ein Beitrag des LWB zu Verständnis und Praxis der Mission, Genf 2005. Nachzulesen: https://mission-einewelt.de/wp-content/uploads/2014/06/LWB_Mission_im_Kontext_deutsch.pdf
- 8 LWB: Mission im Kontext. a.a.O.
- 9 Evangelisches Missionswerk in Deutschland, Christsein angesichts des Islam. Ein Glaubenskurs, Hamburg 2009, 128.
- 10 A.a.O., 138.
- 11 <http://www.missionrespekt.de/fix/files/Christliches-Zeugnis-Original.pdf>
- 12 Der Lutherische Weltbund hat am 17. Juni 2014 dem interreligiös erarbeiteten Dokument „Fremde willkommen heißen – Selbstverpflichtung von Religionsführerinnen und Religionsführern“ in feierlicher Form zugestimmt. Darin heißt es: „Ich werde die Tatsache respektieren und anerkennen, dass Fremde einer anderen Religion angehören ... Ich werde das Recht der Fremden achten, den eigenen Glauben ungehindert auszuüben. Ich werde danach streben, einen Raum zu schaffen, wo sie frei Gottesdienst und Gebete feiern können.“ https://www.lutheran-world.org/sites/default/files/Fremde_gastfreundlich_aufnehmen_0.pdf



יזאלול השמ"ך
766 לע
קקפיורה

פסח חמ"ח
נדבה קהלת בני
למד נפשותיה
של הירוקות בית רב
נוצר חק זמנולי יתנו
אכסו בשנות השח

לזכשמוהיי
חניבית ה

ש רחמי ח"י

2. Kapitel

Das Verhältnis von Christentum und Judentum

Die Situation der jüdischen Gemeinden in Bayern

Seit mehr als einem Jahrtausend leben Juden und Jüdinnen im Gebiet des heutigen Bayern. Im Mittelalter schufen sie in den Städten religiös und wirtschaftlich bedeutende Gemeinden. Nach Pogromen und Vertreibungen entstanden ab der frühen Neuzeit mehrere hundert kleinere und größere jüdische Landgemeinden, deren Mitglieder nicht selten ein Viertel bis ein Drittel der Ortsbevölkerung ausmachten. Nachdem 1861 den jüdischen Familien die freie Wohnortwahl gestattet worden war, zogen viele in die Städte. In manchen wurden deshalb neue Gemeinden gegründet. In München und Nürnberg wurden um 1930 je etwa 10.000 jüdische Einwohner gezählt. In über 200 weiteren städtischen und ländlichen Gemeinden praktizierten jüdische Frauen, Männer und Kinder zu dieser Zeit ihre Religion und das Miteinander mit ihren christlichen Nachbarn. Die Formen des praktizierten Judentums waren höchst vielfältig. Im 19. Jahrhundert waren auch unter der jüdischen Bevölkerung ein patriotisches und nationalistisches Bewusstsein und Bürgersinn gewachsen. Das bedeutete jedoch nicht zwangsläufig, dass Juden ihre Bindung an die

jüdische Tradition gelockert oder aufgegeben hätten. Mit der deutschen Geschichte, Kultur und Nation identifizierten sich sowohl traditionstreue als auch liberale Jüdinnen und Juden. Nach dem Ersten Weltkrieg bildeten sich zahlreiche völkische und antisemitische Gruppierungen. Seit Jahrhunderten herrschte in den Kirchen ein Antijudaismus, der das Judentum als unterlegene, veraltete und gesetzliche Religion abqualifizierte. Er stempelte „die Juden“ als „Gottesmörder“ ab und hatte sich schon früh mit wirtschaftlichen und kulturellen Vorurteilen gegen Juden (etwa als „Wucherer“ oder „Fremdlinge“) verbunden. Das trug dazu bei, dass viele Christinnen und Christen auf Distanz zu den jüdischen Ortsbewohnern gingen.¹ In den 1930er Jahren trieben Hetze und Diskriminierung, insbesondere die gegen die Juden gerichteten Gesetze und Gewaltmaßnahmen in der NS-Zeit, viele jüdische Familien in die Flucht. Wer blieb, erlebte die Zerstörung der Synagogen und erfuhr Enteignung, Verarmung und Entrechtung. Viele mussten ihre Hoffnung auf Auswanderung aufgeben und wurden schließlich deportiert. Nach heutigem Kenntnisstand wurden mehr als 9.000 jüdische Menschen aus dem heutigen Bayern in den Konzentrations- und Vernichtungslagern

ermordet. Nur sehr wenige Juden überlebten in Bayern, weil sie ihre Identität geheim halten konnten oder mit nicht-jüdischen Partnern verheiratet waren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs kamen Überlebende der Konzentrationslager („Displaced Persons“) und Juden, die in Verstecken überlebt hatten, nach Bayern und gründeten neue jüdische Gemeinschaften. Zum Teil knüpften sie bewusst an die zerstörten Gemeinden an.

Heute gibt es in Bayern 14 jüdische Gemeinden. Ein großer Teil der insgesamt rund 20.000 Jüdinnen und Juden immigrierte seit Beginn der 1990er Jahre aus der ehemaligen Sowjetunion. Die meisten von ihnen wussten wegen des Staatsatheismus und der Diskriminierung kaum etwas vom Judentum. Auch hatten sie nur wenig Erfahrung darin, was es bedeutet, jüdisch zu leben. Die Integration der neuen Mitglieder in das Gemeindeleben und ihre Unterstützung in sozialen und rechtlichen Fragen stellt eine große Herausforderung für die jüdischen Gemeinden in Bayern dar. Die Einwanderer prägten und veränderten das Gemeindeleben. Vielerorts zeigt sich, dass die Bemühungen um ihre religiöse und soziale Integration fruchtbar waren: In fast allen jüdischen Gemeinden sind die Migrantinnen und Migranten mittlerweile im Gemeindevorstand vertreten. Die „zweite Generation“ wurde durch intensive Kinder- und Jugendarbeit mit dem Gemeindeleben vertraut.

Die grundlegende Beziehung des Christentums zum Judentum

Die Beziehung des Christentums zum Judentum unterscheidet sich grundlegend vom Verhältnis zu allen anderen Religionen. Die Kirche kann nicht beschreiben, was sie ist, ohne ihr Verhältnis zu „Israel“ zu bestimmen. Die ELKB hat 1998 diese Tatsache durch ihr Wort „zum Verhältnis von Christen und Juden“ zum Ausdruck gebracht. Dort heißt es in der Präambel: „Die Frage nach dem Verhältnis von Christen und Juden führt in die Mitte des christlichen Glaubens: der Glaube an den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, den wir Christen als den Vater Jesu Christi bekennen, verbindet Christen und Juden. Das Thema ist nicht nur von außen an die Kirche herangetragen, sondern stellt eine für Kirche und Theologie gleichermaßen zentrale Lebensfrage dar.“²

Die Kirche bekennt den Juden Jesus als Christus. Jedes Christusbekenntnis enthält von daher auch das Bekenntnis zur jüdischen Herkunft und zum jüdischen Selbstverständnis Jesu.

Die Kirche vertraut darauf, dass Gott treu ist. Gott hat seine Treue zuerst dem biblischen Israel versprochen, sie gilt dem jüdischen Volk auch heute noch.

Grundlage für die Verkündigung und Identität der Kirche sind die Schriften des Alten und Neuen Testaments. Zugleich sind die he-

bräischen Schriften ihres Alten Testaments auch Grundlage für das Selbstverständnis des Judentums. Die Bindung der Kirche an die Offenbarung Gottes, wie sie in beiden Testamenten der Heiligen Schrift bezeugt ist, macht das Gespräch mit dem Judentum auf der Grundlage der biblischen Tradition zu einer Notwendigkeit.

Auch die Autoren der neutestamentlichen Schriften waren meist jesugläubige Juden. Sie legten die überlieferten heiligen Schriften im Licht der Auferweckung Jesu aus. Für die Zeit des Neuen Testaments kann man nicht von Christentum und Judentum als getrennten Religionen sprechen.³ Ihre Wege gingen erst danach in einem komplizierten und langwierigen Prozess auseinander, in dem sich die Alte Kirche und das rabbinische Judentum herausbildeten. Die Heiligkeit und Gültigkeit der alttestamentlichen Schriften – entweder griechisch oder hebräisch – blieb grundsätzlich in beiden Gemeinschaften unstrittig.

Im Jahr 2000 haben jüdische Gelehrte in der Erklärung „Dabru emet“ (Redet Wahrheit) aus den nach 1945 im jüdisch-christlichen Dialog gewonnenen Einsichten in die bleibende und spannungsvolle Beziehung beider Gemeinschaften geschlussfolgert: „Christen kennen und dienen Gott durch Jesus Christus und die christliche Tradition. Juden kennen und dienen Gott durch die Tora und die jüdische

Tradition. Dieser Unterschied wird weder dadurch aufgelöst, daß eine der Gemeinschaften darauf besteht, die Schrift zutreffender auszulegen als die andere, noch dadurch, daß eine Gemeinschaft politische Macht über die andere ausübt.“⁴

Seit 2012 bekundet die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern im Grundartikel ihrer Verfassung: „Mit der ganzen Kirche Jesu Christi ist sie [die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern] aus dem biblischen Gottesvolk Israel hervorgegangen und bezeugt mit der Heiligen Schrift dessen bleibende Erwählung.“

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern hat sich 2008 in einem Wort ihrer kirchenleitenden Organe zum Verzicht auf Judenmission bekannt: „Aktivitäten, die das Ziel einer Konversion von Juden zum Christentum verfolgen, sind für die ELKB undenkbar.“

Jüdisch-christliches Gespräch in der Gegenwart

Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern bekennt ihre Mitschuld an den Verbrechen, die Deutsche in der NS-Zeit an jüdischen Frauen, Männern und Kindern begangen haben. Sie ist dankbar dafür, dass sich seit 1945 Jüdinnen und Juden zu Begegnungen und

Gesprächen mit Christinnen und Christen bereit gefunden haben. Sie haben dadurch einen jahrzehntelangen innerkirchlichen Prozess des historischen und theologischen Nachdenkens und Umdenkens begleitet und vorangebracht. Ausdruck der Lernprozesse ist neben den Worten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern auch die Ergänzung des Grundartikels ihrer Kirchenverfassung. Diese ist das Ergebnis einer umfassenden Beratung in den Kirchengemeinden und Organen der ELKB gewesen. Der Wunsch nach Begegnungen stößt bei den jüdischen Gemeinden auf große Offenheit, auch wenn das Interesse manchmal größer ist als die Möglichkeiten, ihm zu entsprechen. Die Kirchenleitung der Evang.-Luth. Kirche in Bayern und der Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden in Bayern treffen sich in regelmäßigen Abständen. 2013 beschloss die Landessynode, die Stelle eines Landeskirchlichen Beauftragten für den christlich-jüdischen Dialog und ein Institut für christlich-jüdische Studien und Beziehungen an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau zu schaffen. Dessen Geschäftsführer ist der Beauftragte. Er soll den christlich-jüdischen Dialog fördern in Vorträgen, Lehre und Forschung und im Kontakt mit der jüdischen Gemeinschaft. Der Verein „Begegnung von Christen und Juden. Verein zur Förderung des christlich-jüdischen Dialogs in der ELKB“ (BCJ.Bayern),

die „Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit“, evangelische Bildungseinrichtungen und Initiativen auf Dekanats- und Gemeindeebene fördern durch zahlreiche Veranstaltungen und Begegnungen das christlich-jüdische Gespräch und die Reflexion der schwierigen und belastenden Geschichte auf der regionalen und lokalen Ebene.

Ziel all dessen ist es, dass Juden und Christen in der wechselseitigen Wahrnehmung ihrer Glaubens- und Lebenserfahrung ein vertieftes Verständnis der je anderen und der eigenen Tradition entwickeln, neue Perspektiven auf die biblische Überlieferung gewinnen und gemeinsame Aufgaben in der Gegenwart erkennen.

Gleichzeitig findet in der ELKB eine theologische Besinnung statt. Sie lässt sich von der Erkenntnis leiten, dass der christliche Glaube nicht mit einer Herabsetzung des Judentums zu vereinbaren ist, sondern dass im Gegenteil Gottes bleibende Erwählung Israels eine positive Beziehung der Kirche zum jüdischen Volk impliziert und verlangt. Die Kirche sieht sich in vierfacher Weise herausgefordert:

1. dem in Theologie und kirchlicher Praxis oft in die zweite Reihe gesetzten Alten Testament als erstem Teil der christlichen Bibel wieder neu Gehör zu verleihen, im Bewusstsein dessen, dass es heilige Schrift

nicht nur des Christentums, sondern auch des Judentums ist.

2. das christliche Bekenntnis zu dem dreieinigen Gott so zu formulieren, dass es als Glaubensaussage von dem einen Gott verstanden wird, den die Bibel als Gott Israels kennt und der sich uns Christinnen und Christen als Vater, Sohn und Heiliger Geist offenbart hat;
3. Leitlinien für eine christliche Ethik zu finden, die auf die Weisungen der Bibel in beiden Testamenten gründet – im Bewusstsein, dass die Kirche weder an die Stelle Israels rückt, das die Tora von Gott empfangen hat, noch ihr Handeln unabhängig von der Tora begründen kann und im Hören auf die unterschiedlichen Auslegungstraditionen in Judentum und Christentum;
4. in der Beschäftigung mit der christlich-jüdischen Geschichte in Bayern die Traditionen der eigenen Kirche besser kennen zu lernen, Vorstellungen über Juden, die in ihr tradiert wurden, differenziert wahrzunehmen und kritisch zu reflektieren und dadurch Antisemitismus und Antijudaismus in Kirche und Gesellschaft entgegenzutreten.

Für die 14 jüdischen Gemeinden in Bayern ist es wegen ihrer vergleichsweise geringen Zahl und der intensiven Bemühung um die Integration der Migrantinnen und Migranten nicht leicht, sich im jüdisch-christlichen und interreligiösen

Gespräch zu engagieren. Rabbinerinnen und Rabbiner, Religionslehrkräfte, Gemeindevorstände und andere Gemeindemitglieder leisten dabei oft Außerordentliches und können bei weitem nicht alle Wünsche erfüllen. So eröffnen sie Christinnen und Christen die Gelegenheit zum direkten Kontakt. Neben der Begegnung mit der jüdischen Gegenwart bietet sich Christinnen und Christen die Möglichkeit, jüdische Geschichte in Bayern zu suchen. Dabei dürfen sie die jüdischen Gemeinden jedoch weder bedrängen noch ignorieren.

Die Wanderausstellung von BCJ.Bayern „Blickwechsel: Christen und Juden – Juden und Christen“ hat in vielen Kirchengemeinden zur Begegnung mit der lokalen jüdischen Geschichte und mit benachbarten jüdischen Gemeinden geführt. Seit 2003 fördert die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern die Arbeiten am Synagogen-Gedenkband Bayern mit der Übernahme von Personalmitteln und Druckkosten.

Ziele der christlich-jüdischen Begegnung sind:

1. Judentum in seinen verschiedenen Ausprägungen kennen zu lernen;
2. die jüdischen Wurzeln des eigenen Glaubens wahrzunehmen und wertzuschätzen;
3. Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu entdecken;
4. antisemitische und antijudaistische Tendenzen zu erkennen und zu bekämpfen;

5. gemeinsam mit Jüdinnen und Juden für ein friedliches und respektvolles gesellschaftliches Miteinander einzutreten;
6. sich an keinen Aktivitäten zu beteiligen, die die Unkenntnis der jüdischen Einwanderer aus den ehemaligen GUS-Staaten ausnutzen und sie den jüdischen Gemeinden entfremden oder aus ihnen herauslösen wollen.

Anmerkungen

- 1 So haben bayerische Theologen, die Erlanger Professoren Werner Elert und Paul Althaus, mit dem „Ansbacher Ratschlag“ im Juni 1934 den Schritt vom theologischen Antijudaismus zum rassistischen Antisemitismus dokumentiert, als sie festhielten, Gott offenbare sich nicht nur in Christus, sondern auch „in Familie, Volk, Rasse (d.h. Blutzusammenhang).“ (These 3)
- 2 Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Erklärung zum Thema „Christen und Juden“, München 1998. <http://www.bayern-evangelisch.de/downloads/ELKB-Erklaerung-Christen-und-Juden-1998-2015.pdf>
- 3 siehe hierzu: Peter Schäfer, Die Geburt des Judentums aus dem Geist des Christentums, Tübingen 2010; Daniel Boyarin, Abgrenzungen. Die Aufspaltung des Judäo-Christentums, Berlin 2009.
- 4 Zitiert nach http://www.jcrelations.net/Dabru_Emet_-_Redet_Wahrheit.2419.0.html?L=2



שויתי
יְהוָה
לנגדי תמיד

דע לפני

דע לפני

דע לפני



Gleichwohl alle sterben, so sterben wir in Christus alle. *Alle Menschen werden sterben, doch wir sterben in Christus. Alle Menschen werden sterben, doch wir sterben in Christus.*

NEHMET HIN, LIEBES KINDE, DAS IST MEIN
LEBEN, DAS GIBT LEBEN ZU
SO ICH ZU SICH, SO ICH ZU SICH, SO ICH ZU SICH
NEHMET HIN, LIEBES KINDE, DAS IST MEIN
LEBEN, DAS GIBT LEBEN ZU
SO ICH ZU SICH, SO ICH ZU SICH, SO ICH ZU SICH
NEHMET HIN, LIEBES KINDE, DAS IST MEIN
LEBEN, DAS GIBT LEBEN ZU
SO ICH ZU SICH, SO ICH ZU SICH, SO ICH ZU SICH

3. Kapitel

Die Beziehung von Christentum und Islam

Die Situation der muslimischen Gemeinden in Bayern

In Bayern leben nach jüngeren Schätzungen ungefähr 450.000 Muslime und Musliminnen, also 4 Prozent der Bevölkerung, wobei in manchen Orten der Anteil der Muslime weit über dem Durchschnitt liegt.

Die Moscheegemeinden gehören in ihrer Mehrheit einem Verband an, sei es einem der drei türkischen Verbände, sei es einem bosnisch, albanisch oder arabisch geprägten Verband. Aber höchstens 25 Prozent aller Muslime sind „organisiert“. Der Islam kennt kein Mitgliedschaftsrecht. Muslim wird man durch Geburt und bleibt es ein Leben lang, unabhängig von der persönlichen religiösen Einstellung und Praxis. Hier zeigt sich ein wichtiges Strukturproblem. Das deutsche Staatskirchen- bzw. Religionsverfassungsrecht spricht von „Religionsgesellschaften“, orientiert sich aber an Kirchen mit einer klaren Mitgliedschafts- und Leitungsstruktur. Für den Islam passen solche Vorstellungen nicht.

Die Moscheen der muslimischen Gemeinden in Bayern sind in der Regel Umbauten. So wurden Garagen, Möbelgeschäfte oder La-

gerhäuser, öfters auch Wohnhäuser zu Moscheen, die als solche von außen kaum zu erkennen sind. Nur vereinzelt entstanden bisher repräsentative Moscheeneubauten, etwa in Lauingen und Ingolstadt. Besonders interessant ist das Beispiel Penzberg, weil sich die dortige Gemeinde bei ihrem Neubau nicht für den traditionellen, türkisch geprägten Stil entschieden hat, sondern für eine Moschee, die sich in das Bild der Kleinstadt einfügt und dennoch deutlich zu erkennen ist.

Imame und Hodschas der Moscheen – soweit diese überhaupt hauptamtliche Kräfte haben – sind bis heute im Ausland ausgebildet und auf die Situation deutscher muslimischer Gemeinden in der Regel nur ungenügend vorbereitet. Die Imame des stärksten Moscheeverbandes DITIB sind Beamte des türkischen Staates, die von der Religionsbehörde (Diyayet) in Ankara zum Dienst in Deutschland entsandt werden und nach einigen Jahren in die Heimat zurückkehren müssen.

Gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) gibt es seit 2012 an der Universität Erlangen-Nürnberg ein Zentrum für Islamische Studien, an dem islamische

Theologen und Religionslehrkräfte ausgebildet werden. Schon seit 2006 können an der Erziehungswissenschaftlichen Fakultät in Nürnberg Studierende der Pädagogik das Erweiterungsfach „Islamische Religionslehre“ studieren.

Von 2009 bis 2014 wurde an bayerischen Schulen der Modellversuch „Islamunterricht“ durchgeführt, an dem etwa 10 Prozent der 110.000 muslimischen Schülerinnen und Schüler in Bayern teilgenommen haben. Die Evaluation dieses Schulversuchs hat inzwischen ergeben, dass er fortgesetzt und ausgeweitet werden soll. Ein bekenntnisorientierter islamischer Religionsunterricht nach Art. 7 Grundgesetz würde voraussetzen, dass es eine muslimische Religionsgemeinschaft gibt, die den Lehrplan billigen und den Lehrkräften ihre Vocatio erteilen könnte. Das ist zurzeit nicht der Fall. Ansprechpartner für den Staat sind Beiräte, wie sie auch in die Ausbildung islamischer Religionslehrkräfte eingebunden werden.

Die grundlegende Beziehung des Christentums zum Islam

Der Islam sieht in Judentum und Christentum Vorläuferreligionen. Er zählt das Alte und Neue Testament („die Tora“ und „das Evangelium“) sowie den Psalter neben dem Koran zu den Heiligen Schriften, allerdings nicht in der Form, wie die Kirche diese Schriften kennt. Sie

gelten im Islam als „verfälscht“. Jesus ist für den Islam der letzte Prophet vor Muhammad. Der Koran enthält viele biblische Geschichten, wenn sie auch häufig anders erzählt werden als in der Bibel. Im Glauben an den einen Gott, den Schöpfer der Welt und Richter aller Menschen, und im Angewiesensein der Menschen auf Gottes allumfassende Barmherzigkeit sieht der Koran selbst wichtige Übereinstimmungen zwischen Christen und Muslimen. Gerade die Ähnlichkeiten erschweren die Beziehungen der beiden Religionen. Viele Muslime gehen davon aus, dass Christen, die ihren Glauben konsequent durchdenken, eigentlich selbst Muslime werden müssten.

Christliche Theologen wie der Kirchenlehrer Johannes von Damaskus hielten den Islam nicht für eine neue Religion, sondern für eine christliche Sekte. Die Muslime galten als Ketzer, die Jesu Gottheit leugneten. Dieses Bild setzt sich durch die Jahrhunderte bis in die lutherischen Bekenntnisschriften hinein fort. So bekennt die Confessio Augustana in ihrem ersten Artikel „ein einziges göttliches Wesen“ und „drei Personen in demselben“. Darauf verwirft sie „alle Ketzereien, die diesem Artikel zuwider sind“, darunter neben Valentinianern, Arianern, Eunomianern und Samosatenern auch „Mahomedisten und alle dergleichen“. Deutlich ist hier einerseits, dass das Bekenntnis den Islam zu den Sekten rech-

net, die den gleichen Gott wie die rechtgläubige Christenheit verehren – nur eben auf falsche Weise und unter Verbreitung falscher Lehren. Zugleich ist damit aber auch gesagt, dass dem Islam der Rang einer eigenen, gegenüber dem Christentum neuen Religion abgesprochen wird. Entscheidend ist nicht, was Muslime glauben, sondern was ihnen zum wahren Glauben fehlt. Diese Einstellung hat sich in den folgenden Jahrhunderten wenig verändert. Ein Gelehrter wie Friedrich Rückert (1788–1866), der seiner Kirche treu verbunden war, zugleich aber dem Islam mit großer Offenheit begegnete und eine sowohl exakte wie poetische Koranübersetzung vorlegte, blieb die Ausnahme.

Eine neue Situation entstand erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Zwar gab es schon seit 1926 eine Moschee in Berlin, doch wirklich nahe kam der Islam den Christen in Deutschland durch die so genannte „Arbeitsmigration“, das heißt durch die Anwerbung türkischer Arbeitskräfte und den Nachzug ihrer Familien. Dass es heute 4 Millionen Muslime in Deutschland gibt, von denen fast die Hälfte deutsche Staatsbürger sind, und dass in 2.800 Moscheen gebetet wird, ist für viele Christen eine Wirklichkeit, die sie zwar kennen, zu der sie aber noch keine innere Beziehung gefunden haben – eine Fremdheit, die weniger auf religiösen als auf kulturellen Differenzen beruht.

Die Evangelische Kirche in Deutschland hat sich in jüngerer Zeit zweimal ausführlich zum Islam geäußert: Im Jahr 2000 erschien die Handreichung „Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland“¹. Ihr folgte 2006 als Ergänzung und Weiterführung eine zweite Handreichung „Klarheit und gute Nachbarschaft“². Wichtig ist, dass EKD und VELKD seit Jahrzehnten gemeinsam das Standardwerk „Was jeder vom Islam wissen muss“ herausgeben. Im Juli 2011 ist die achte, vollkommen überarbeitete Auflage erschienen³.

Die ELKB hat schon in den 1980er Jahren einen Islamarbeitskreis eingesetzt. 1992 genehmigte der Landeskirchenrat eine Arbeitshilfe zum multireligiösen Beten⁴, die rasch von vielen anderen Landeskirchen übernommen wurde. Es folgten die Broschüre „Erste Schritte wagen – Handreichung für die Begegnung von Kirchengemeinden mit ihren muslimischen Nachbarn“⁵, die seit 2009 in überarbeiteter Fassung vorliegt und 2012 eine Arbeitshilfe zur christlich-muslimischen Ehe. Im Jahr 2000 wurde die Stelle eines „Beauftragten für interreligiösen Dialog und Islamfragen“ geschaffen. Der Beauftragte wird unterstützt von „interreligiösen Kontaktleuten“, die es in den meisten Dekanatsbezirken gibt.

Eine absolute Besonderheit ist das christlich-islamische Begegnungszentrum Brücke/Köprü in Nürnberg, das zunächst auf Initiative der Evangelisch-Lutherischen Kirche Finnlands

entstand und seit dem 1.1.2008 in die Verantwortung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern übernommen wurde. Die ELKB ist, soweit bekannt, die einzige Landeskirche innerhalb der EKD mit einer solchen Einrichtung.

Das muslimisch-christliche Gespräch über den Glauben

Das Gespräch zwischen Christentum und Islam über den Glauben kommt nicht an der Tatsache vorbei, dass manche christliche Glaubensaussagen bei Muslimen heftigen Protest hervorrufen – und umgekehrt. So ist etwa der christliche Glaube an die Menschwerdung Gottes in Christus für Muslime kaum zu verstehen; vielfach stößt er auf klare Ablehnung. Umgekehrt nehmen viele Christen Anstoß an den allzu konkreten, sinnlich-materiellen Paradiesvorstellungen des Korans.

Aber auch da, wo die beiden Religionen übereinstimmen, ist der Konsens sehr differenziert, wie das folgende Beispiel zeigt. Der Glaube an Gott den Schöpfer wird im christlich-muslimischen Gespräch zu Recht als Beispiel der Übereinstimmung zwischen beiden Religionen angeführt. Auch nach muslimischer Auffassung ist der Mensch ein Geschöpf, das Gott schlechterdings alles verdankt. Luthers Auslegung zum ersten Glaubensartikel („Ich glau-

be, dass mich Gott geschaffen hat samt allen Kreaturen, mir Leib und Seele, Augen und Ohren, Vernunft und alle Sinne gegeben hat und noch erhält“) könnte wohl jeder gläubige Muslim nachsprechen.

Allerdings folgt dann keine Erzählung von einem die Menschheit insgesamt betreffenden Sündenfall. Es gibt keine Verflechtung des Menschen in eine überindividuelle Geschichte der Schuld, klassisch gesprochen: keine Erbsünde. Sünden sind einzelne Taten, die der Mensch, wenn er sich nur ernsthaft bemüht, auch unterlassen kann. Entsprechend gibt es nach orthodox-muslimischer Auffassung keine wirklichen Gewissenskonflikte, allenfalls Irrtümer.

Wer immer will, kann herausfinden, was erlaubt/halal und verboten/haram ist, und zwar bis hinein in die Einzelheiten des alltäglichen Lebens. Die These, dass im Islam nicht von Erlösung gesprochen werden kann, gilt aber nicht uneingeschränkt. Die Dunkelheit eines Lebens ohne die Weisungen Gottes ist für Muslime so groß, dass die Gabe der Wegweisung, der „Rechtleitung“, erlösenden Charakter hat.

Gesellschaftliche und ethische Grundlagen des Gesprächs

Bei aller Differenz im Gottes- und Menschenbild gibt es Themen, die in der Gegenwart unabhängig davon die Grundlage jeglichen interreligiösen Dialogs bilden, nicht nur von Christinnen und Christen, Musliminnen und Muslimen. Sie stellen Errungenschaften und Wesensmerkmale unserer offenen Gesellschaft insgesamt dar. Wesentliche Standpunkte, die wir mit Nachdruck in das Gespräch einbringen wollen, sind:

- * Bekenntnis zur Geltung der individuellen Menschenrechte;
- * Achtung der Gleichwertigkeit von Mann und Frau und der daraus resultierenden gesellschaftlichen Konsequenzen;
- * Bejahung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung mit dem Konzept von pluralistischer Demokratie und individueller Freiheit, dem sich die Kirchen nach langen inneren Auseinandersetzungen anschließen konnten;
- * Akzeptanz der grundsätzlichen Unterscheidung von Kirche und Staat und damit auch des unverhandelbaren Vorrangs der staatlichen Rechtsordnung;
- * Abgrenzung gegenüber jeder Form von gewaltbereitem Fundamentalismus und Extremismus innerhalb der eigenen Religion;
- * Ablehnung des Antisemitismus in jeder Form,

der in vielen islamisch geprägten Ländern und auch in Deutschland weit verbreitet ist;

- * Eintreten von Christen gegenüber Islamfeindlichkeit, die versucht, Religion und Kultur der Muslime verächtlich zu machen;
- * Achtung der Religionsfreiheit in Deutschland und Förderung der Bereitschaft, wechselseitig dafür einzutreten;
- * Befürwortung und Eintreten für die Religionsfreiheit auch in islamischen bzw. islamisch geprägten Staaten;
- * Förderung einer notwendigen und hilfreichen Integration von Zuwanderern aus anderen Kulturen.

Erfahrungen aus dem christlich-islamischen Dialog in den Partnerkirchen der ELKB

Sehr unterschiedlich sind die Erfahrungen, die die Partnerkirchen der ELKB im christlich-islamischen Dialog machen. Zwei Beispiele sollen hier herausgegriffen werden.

In der komplizierten ethnisch-religiösen Situation Malaysias, in der der Islam zwar Staatsreligion ist, aber nur wenig mehr als die Hälfte der Bevölkerung umfasst⁶, unterhält die ELKB Partnerschaften mit insgesamt vier lutherischen Kirchen. In diesem Land wurde das Verhältnis zwischen Christentum und Islam⁷ in letzter Zeit sehr belastet durch die

Entscheidung der Regierung, den Christen, die die Landessprache Bahasa gebrauchen, die Verwendung des Wortes „Allah“ für Gott in Bibel und Liturgie zu verbieten. Das reicht bis zur Konfiskation von Bibelausgaben, in denen das Wort „Gott“ mit Allah übersetzt wird. (Teile der malaysischen Christenheit sind von dieser Entscheidung nicht betroffen, weil das kirchliche Leben in chinesischer, tamilischer oder englischer Sprache stattfindet.) Nachdem einige Obergerichte die Entscheidung der Regierung im Jahr 2013 und im Frühling 2014 bestätigt hatten und es in der Öffentlichkeit zu heftigen verbalen Attacken radikaler Muslime gegen den christlichen Glauben kam, sagte z.B. der anglikanische Erzbischof von Kuching im Bundesstaat Sarawak am 29. März 2014 in einer Rede, gemäß dem Buch Prediger Salomo gebe es eine Zeit des Friedens und eine Zeit des Krieges.⁸

Unter diesen Umständen gibt es in Malaysia zurzeit keinen nennenswerten christlich-muslimischen Dialog, abgesehen von Veranstaltungen, bei denen Christen mit den alten Einwänden des Islams gegen das Christentum konfrontiert werden wie etwa, die Trinitätslehre sei eine Verletzung der Einheit Gottes, die biblischen Schriften seien nicht Gottes Wort, sondern unzuverlässiges Menschenwort usw. Ein echter Dialog wird von der Regierung auch nicht gewünscht, weil sie in Religionsangelegenheiten unbedingt die Fäden in der

Hand behalten will. Der Streit um das Wort „Allah“ wird von Juristen und nicht von Theologen ausgetragen.

Anders stellt sich die Situation in Afrika, besonders in Tansania dar. In Dar-es-Salaam fand von 6. bis 8. Mai 2014 eine interreligiöse Konferenz statt, zu der der Lutherische Weltbund, die Evangelisch-Lutherische Kirche von Tansania, MissionEineWelt und die Konrad-Adenauer-Stiftung eingeladen hatten. An ihr nahmen hochrangige Vertreter des Islams und der christlichen Kirchen aus Äthiopien, Kenia, Nigeria, Südafrika und Tansania teil. In der Presseerklärung zum Abschluss heißt es: „Die Teilnehmer bekräftigen entschieden ihre Solidarität miteinander im Prozess der Friedenssiftung, der Förderung der Demokratie und der Sicherung nachhaltiger Entwicklung in der Region“. Johnson Mbillah vom „Programme for Christian-Muslim Relations in Africa“ (PROC MURA) „unterstrich, dass traditionelle afrikanische Gesellschaften immer religiös plural waren und warnte vor der Politisierung der Religion“.⁹ Unterzeichnet wurde die Erklärung unter anderem vom Leitenden Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Tansania, Alex Malasusa, vom anglikanischen Erzbischof Jacob Chimeledya, vom Generalsekretär der katholischen Bischofskonferenz von Tansania Raymond Saba, Khamisi Haji Khamis, dem islamischen Oberkadi Sansibars, und dem

Generalsekretär des nationalen Muslimrates von Tansania, Suleiman Lolila. Auf der Konferenz wurden auch interreligiöse Initiativen wie der Peace Desk aus Nigeria oder das Interreligiöse Zentrum Sansibars vorgestellt. Die Konferenz reagierte auf Spannungen, wie sie etwa in Nigeria und Sansibar in den letzten Jahren zunehmend deutlich wurden und zeigte, dass der interreligiöse Dialog gerade in solchen Situationen von den Religionsgemeinschaften intensiviert werden muss und der religiöse Friede nicht den staatlichen Instanzen allein überlassen werden darf.



Anmerkungen

- 1 Kirchenamt der EKD, Zusammenleben mit Muslimen in Deutschland, Gütersloh 2000.
www.ekd.de/download/ekd-islam.pdf
- 2 Kirchenamt der EKD, Klarheit und gute Nachbarschaft, Gütersloh 2006,
www.ekd.de/download/ekd_texte_86.pdf
- 3 Martin Affolderbach, Inken Wöhlbrand (Hg.), Was jeder vom Islam wissen muss, 8. Vollständig überarbeitete Neuauflage, Gütersloh 2011.
- 4 Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Multireligiöses Beten, München 1992.
- 5 Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, Erste Schritte wagen – Eine Handreichung für die Begegnung von Kirchengemeinden mit ihren muslimischen Nachbarn, 3. Auflage, München 2009.
- 6 Vgl. dazu Rainer Oechslen, Christentum und Islam in Singapur und Malaysia, in: Korrespondenzblatt, März 2013, 33ff.
www.pfarrverein-bayern.de/ablage/kblatt-1303.pdf
- 7 Die nichtislamischen Religionen in Malaysia haben ein gut funktionierendes Dialogforum im „Malaysian Council of Buddhism, Christianity, Hinduism, Sikhism and Taoism“.
Vgl. www.harmonymalaysia.wordpress.com
- 8 So der Bericht des in Malaysia lebenden deutschen Missionstheologen Olaf Schumann vom 16. Mai 2014.
- 9 www.lutheranworld.org/news/joint-interreligious-declaration-peace-building-democracy-and-development - eingesehen 19.5.2014.



4. Kapitel

Die Begegnung mit Hinduismus und Buddhismus

Situation der hinduistischen und buddhistischen Gemeinschaften in Bayern

Hinduismus und Buddhismus in Form organisierter Religionsgemeinschaften spielen in der öffentlichen Diskussion in Deutschland eine geringe Rolle. Ihre Anhänger fügen sich im Allgemeinen problemlos in die Gesellschaft ein. Wichtig werden Hinduismus und Buddhismus in Deutschland vor allem, weil viele Europäer sich für die Lehren dieser Religionen und für ihre Meditationspraktiken interessieren und sie in ihr Weltbild bzw. in ihre Spiritualität integrieren. So kann man immer wieder hören, jemand verstehe sich eigentlich nicht mehr als Christ oder er verstehe sich weiterhin als Christ, die Religion, die ihm am meisten imponiere, sei aber der Buddhismus oder auch eine bestimmte Richtung des Hinduismus.

Die Hinwendung westlicher Menschen zu fernöstlichen religiösen Praktiken wird vom britischen Theologen und Religionswissenschaftler Christopher Partridge im Kontext einer größeren „Wiederverzauberung des Westens“¹ gesehen. Partridge geht davon aus, dass Religion bei uns keineswegs „am Ende“

sei. Vielmehr würden sich westliche Menschen zwar vom christlichen Glauben abwenden, aber gleichzeitig alternativen religiösen Praktiken und Anschauungen zuwenden.

Ungebrochen ist in westlichen Ländern das Ansehen von Mahatma Gandhi, der gewaltlos Weltpolitik machte und sich dabei auf hinduistische Schriften wie auch auf die Bergpredigt berief. Im Respekt vor dem Hinduismus wirkt vielleicht auch ein exotisches Bild von Indien als dem Land tiefer spiritueller Geheimnisse und Einsichten nach. Schon Arthur Schopenhauer bekannte von der Lektüre der Upanishaden, sie sei „der Trost meines Lebens gewesen und wird der meines Sterbens sein“². Auf der Seite des Buddhismus üben heute der Dalai Lama oder spirituelle Lehrer wie der vietnamesische Mönch Thich Nhat Hanh eine ähnliche Faszination aus.

Ein „interreligiöser Dialog“ mit den europäischen Anhängern fernöstlicher Religionen oder mit Menschen, die sich für diese Religionen interessieren, verläuft – weil diese meist nicht formell in eine dieser Religionen „eintreten“ und ihren organisierten Formen eher zurückhaltend gegenüberstehen – mehr diffus als der Dialog mit Juden und Muslimen.

Die Zahl der Hindus in Deutschland wurde im Jahr 2012 auf 110.000 geschätzt³, wobei es keine genaueren Angaben für Bayern gibt. Die Hindus, die durch Migration zu uns gekommen sind, verteilen sich grob gesagt auf zwei Gruppen, die miteinander nur wenig Kontakt pflegen:

Auf der einen Seite stehen Personen, die seit den 60er Jahren als Studenten, Praktikanten oder Fachleute nach Deutschland kamen. Sie zeichnen sich durch ein hohes Bildungsniveau aus, manche sind mit Deutschen verheiratet. Sie ärgern sich darüber, dass die deutsche Presse meist einseitig und unsachgemäß nur von den Problemen und Seltsamkeiten Indiens berichtet. Im Übrigen sind sie voll in die Gesellschaft integriert.

Auf der anderen Seite stehen Hindus, die als Flüchtlinge nach Deutschland kamen. Tamilische Hindus aus Sri Lanka sind die größte Gruppe darunter, zur Jahrtausendwende waren es etwa 45.000 Personen. Sie sind in Tempel- und Kulturvereinigungen gut organisiert. Der rechtliche Status ist bei vielen ungeklärt, was die Motivation zum Erlernen der deutschen Sprache mindert. Trotzdem haben sich besonders junge Tamilen und Tamilinnen im Beruf so bewährt, dass sich ihre deutschen Arbeitgeber für eine Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung oder eine Anerkennung des Asylantrags einsetzen. Die tami-

lischen Hindus bemühen sich um Bewahrung des traditionellen Lebens. So fanden in Hamm (Westfalen) schon mehrmals ausgedehnte Feste statt, bei denen eine Göttin im Prozessionswagen durch die Straßen geführt wurde. Dort wurde 2002 auch ein Tempel im typisch südindischen Stil eingeweiht.

Einen Sonderstatus nehmen die Gruppen des sog. Neo-Hinduismus oder auch Neo-Buddhismus ein. Es handelt sich hier vordringlich um Gruppen, die sich in missionarischer Absicht in Europa etabliert haben und deren Zielgruppe in erster Linie Deutsche sind. Diese Gruppen (z.B. Hare-Krishna-Bewegung, Osho-Bewegung, Guru-Gruppen) suchen in der Regel nicht den Kontakt zu Kirchengemeinden. Vereinzelt ist ein Engagement in Organisationen wie „Religions for Peace“ zu beobachten.

Der Buddhismus ist zurzeit die nichtchristliche Religion, die westliche Menschen am meisten anspricht, was auch mit der Popularität eindrücklicher Persönlichkeiten, wie etwa des derzeitigen XIV. Dalai Lama, zusammenhängen dürfte. Hervorgehoben wird oft die tolerante Einstellung des Buddhismus zu anderen Religionen, der die „missionarische Intoleranz“ des Christentums kontrastierend gegenübergestellt wird. Dabei ist kaum bekannt, dass in Ländern mit buddhistischer Tradition ebenfalls zunehmend Ausschreitungen gegen Andersgläubige

zu beklagen sind. In Deutschland geht man für 2010 von 270.000 Personen aus, die dem Buddhismus anhängen, wobei auch hier die Zahl nicht nach Bundesländern spezifiziert ist⁴.

Die deutschen Buddhisten und Buddhistinnen sind in einer Vielzahl von Gemeinschaften und Zentren organisiert, die sich gehäuft in den großen Städten, gelegentlich aber auch in ländlicher Umgebung befinden. Die Zahl der offiziellen Mitglieder ist oft klein. Sie praktizieren ihre Religion mit beeindruckender Ernsthaftigkeit, manchmal unter Anleitung eines tibetischen Lehrers, dem Verehrung und fragloses Vertrauen entgegengebracht werden. Freundeskreise unterstützen die Zentren, nehmen an Veranstaltungen teil und werden über Zeitschriften informiert. Buddhistische Veröffentlichungen in deutscher Sprache haben ein gewaltiges Ausmaß angenommen. Die meisten buddhistischen Zentren gehören dem Dachverband „Deutsche Buddhistischen Union“ an, die die Zeitschrift „Buddhismus aktuell“ (früher: „Lotusblätter“)⁵ herausgibt.

In Bayern gibt es an vielen größeren Orten buddhistische Gemeinden oder Meditationszirkel, die allerdings in der Öffentlichkeit oft wenig wahrgenommen werden.

Die grundlegende Beziehung des Christentums zu Buddhismus und Hinduismus

Die Begegnung mit Hinduismus und Buddhismus geht von sehr anderen Voraussetzungen aus als die Begegnung mit Judentum und Islam. So fehlt hier z. B. der für monotheistische Religionen kennzeichnende Dreischritt von Offenbarung, Prophet und Buch. Auch die Bedeutung Gottes ist bekanntlich eine völlig andere. Kennt der Hinduismus viele Erscheinungsformen des Göttlichen, so kommt der klassische Buddhismus bekanntlich ohne eine Gottesvorstellung aus.

Ein Religionsgespräch mit Hindus und Buddhisten kommt am leichtesten in Gang, wenn man es mit dem Lesen und Bedenken von Schriften der Religionen verbindet. In einem solchen Gespräch kommen auch tiefgreifende Unterschiede zur Sprache, wie die Frage nach dem Verhältnis eines persönlichen Gottes zu einem unpersönlichen Absoluten oder nach dem Verhältnis des einen Gottes zu den vielen Göttern, eine Frage, über die sich indische Weise schon in der ersten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends Gedanken gemacht haben.

Den Christen und Christinnen begegnen dabei Alternativen zu ihren eigenen religiösen Vorstellungen und ihrem Lebensvollzug. Die ins Positive umgedeutete Vorstellung einer Re-

inkarnation („Du hast eine zweite Chance“) spricht heute viele westliche Menschen an. Beeindruckend ist für Christen ferner die konzentrierte, gesammelte Haltung vieler Hindus und Buddhisten, die sicherlich mit der Praxis der Meditation zusammenhängt. Allerdings ist diese in den mehrheitlich hinduistischen und buddhistischen Ländern nur Sache einer kleinen Minderheit.

Oftmals stellen sich christliche Gesprächsteilnehmer die Frage, ob für besonders ansprechende und einleuchtende Aspekte der anderen Religion nicht auch in der christlichen Tradition Ansatzpunkte vorhanden sind, die vielleicht in ihrer Bedeutung bisher nicht erkannt

oder im Lauf der Jahrhunderte vergessen wurden. Die Wiederentdeckung der Meditation etwa wurde sicher durch die Begegnung mit asiatischen Religionen angeregt, wobei es auch im Christentum, vor allem im Mönchtum, meditative Schulung gab, die allerdings anders ausgerichtet war.

Immer wieder hört man, der christliche Glaube werde gefährdet, wenn Methoden aus östlichen Religionen in seiner Spiritualität Verwendung fänden. Viele Zeitgenossen praktizieren Yoga oder Zen-Meditation als Entspannungstechniken. Yoga und Zen wurden schon im Hinduismus und im Buddhismus in den verschiedensten Zusammenhängen eingesetzt; es spricht nichts dagegen, sie reflek-

tiert in die christliche spirituelle Praxis einzubeziehen. Zen gilt vielen Zeitgenossen heute als erfahrungsbezogen und soll unabhängig von religiösen Überzeugungen praktiziert werden können. Man muss sich nur darüber im Klaren sein, dass ein Prozess der Um- und Neuinterpretation stattfindet, wenn man ein Element aus der einen Religion herausnimmt und in eine andere einfügt. Dieser Vorgang ist auch Gegenstand des Dialogs mit Hindus und Buddhisten.

Große Relevanz kommt angesichts heutiger Umweltprobleme dem buddhistischen Ziel einer „Achtsamkeit für alle Wesen“ zu, die sich nicht nur auf die Menschen erstreckt, sondern auch auf Tiere und Pflanzen. Der Mensch steht hier nicht im Mittelpunkt. Nicht: alles ist für die Menschen da, sondern: die Freundlichkeit der Menschen ist für alles da.

Christen stellt sich die Frage, ob auch ihre Tradition Ansätze zu einer solchen Haltung kennt. Unter dieser Fragestellung erscheinen der letzte Vers der Jona-Geschichte, der von Gottes Sorge für die Tiere spricht, oder Sprüche 12, 10 („Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“) in einem neuen Licht.

Das Gespräch über den Glauben

Es fällt einerseits auf, dass es in größeren Buchhandlungen eine Fülle hinduistischer, vor allem aber buddhistischer Literatur zu kaufen gibt, dass andererseits viele evangelische Gemeinden keinen Kontakt zu ihren hinduistischen oder buddhistischen Nachbarn haben. Bei einer spontanen Umfrage im Dekanat München bei fünf Gemeinden, in deren Nähe es entsprechende spirituelle Zentren gibt, hatte keine einzige Kenntnis von deren Existenz. Dabei ist der Kontakt von Christen mit buddhistischen und hinduistischen Zentren normalerweise problemlos. Christen sind willkommen, können an Veranstaltungen teilnehmen und mit auskunftsfähigen Personen Gespräche führen. Der Dialog ist freilich nicht die Hauptaufgabe dieser Zentren, die auch keine speziellen Beauftragten für diesen Bereich haben. Bei neureligiösen Bewegungen neohinduistischer Provenienz können aber im Einzelfall Vereinnahmungstendenzen eine offene Begegnung behindern, vor allem wenn „religionsneutrale“ Meditationsformen angeboten werden.

Kompetente Orientierung für die Begegnung und den Dialog von Christen mit Hindus und Buddhisten im evangelischen Raum bieten die Veröffentlichungen der „Evangelischen Zentralstelle für Weltanschauungsfragen“ (EZW)

in Berlin – so vor allem der 2005 erschienene Band „Panorama der neuen Religiosität“⁶ – oder das Schweizer Informationsportal „Religion“ (www.religion.ch).

Zu Fragen wie „Gibt es einen christlichen Yoga?“, „Östliche und westliche Meditation“, „Zen-Meditation“, „Christlicher Glaube und Reinkarnation“ existiert eine umfangreiche Literatur. Theologische Stellungnahmen und Ratschläge enthält das 2015 erschienene „Handbuch Weltanschauungen, Religiöse Gemeinschaften, Freikirchen“, das im Auftrag der Kirchenleitung der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD) herausgegeben wird.⁷

Für das christliche Gespräch mit Menschen aus dem Hinduismus und Buddhismus zeichnen sich zurzeit folgende Fragestellungen ab:

- Was geschieht, wenn Praktiken aus anderen Religionen – etwa fernöstliche Meditationsformen – in die eigene Frömmigkeitspraxis übernommen werden? Sind wir uns bewusst, dass dabei sowohl diese Praktiken wie die eigene Frömmigkeit einem Transformationsprozess unterliegen? Diese Veränderung muss nicht negativ sein, aber sie muss reflektiert werden.
- Auch im Gespräch mit der – scheinbar völlig gewaltfreien – Religion des Buddhismus ist

die Frage des Verhältnisses zur Gewalt wichtig. Nur wenigen Christen ist z.B. bewusst, dass es religiös motivierte Verfolgung auch im Verhältnis von Buddhisten und Hindus und auch im Verhältnis von Buddhisten und Christen gibt, so in Sri Lanka, bzw. im Fall von Myanmar im Verhältnis von Buddhisten und Muslimen.

- Die im Buddhismus wichtige Rede von der „Achtsamkeit“ ist in ihrem Potential auszuloten. Darin sind gewiss wichtige Möglichkeiten interreligiösen Lernens enthalten. Das Verhältnis zu den Menschenrechten darf aber auch im Gespräch über diese Achtsamkeit nicht ausgeblendet werden. Der Buddhismus ist z.B. nicht erhaben über eine gravierende Benachteiligung von Frauen in der Religion.
- „Buddhisten entziehen sich im Allgemeinen nicht einer mit Christen gemeinsamen Meditation, verwahren sich aber gegen eine Übernahme buddhistischer Meditationspraxis in den christlichen Kontext, bei welcher der weltanschauliche Hintergrund buddhistischer Spiritualität entschlossen ausgeblendet wird.“⁸ An diesem zeigt sich, dass eine christliche Sympathie für eine andere Religion von den Angehörigen dieser Religion nicht auf jeden Fall als hilfreich empfunden wird – was in anderer Weise auch für das Gespräch mit Juden und Muslimen gilt.

Anmerkungen

- 1 Christopher Partridge, *The Re-Enchantment of the West. Alternative Spiritualities, Sacralization, Popular Culture and Occulture*, London 2006.
- 2 Arthur Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena II*, §184.
- 3 So Thomas Großbölling, *Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945*, Göttingen 2013, 202.
- 4 Großbölling, a.a.O., 202.
- 5 Vgl. <http://www.buddhismus-aktuell.de>
Unter www.buddhismus-deutschland.de findet man buddhistische Gruppen und Veranstaltungen, sortiert nach Postleitzahlen. Die Adressenliste des Beauftragten für den interreligiösen Dialog enthielt im Frühling 2014 etwa 45 buddhistische Adressen aus Bayern.
- 6 Reinhard Hempelmann / Ulrich Dehn / Andreas Finkke / Michael Nüchtern / Matthias Pöhlmann / Hans-Jürgen Ruppert / Michael Utsch (Hgg.), *Panorama der neuen Religiosität. Sinnsuche und Heilsversprechen zu Beginn des 21. Jahrhunderts*, Gütersloh 2. Aufl. 2005.
- 7 Matthias Pöhlmann / Christine Jahn (Hgg.), *Handbuch Weltanschauungen, Religiöse Gemeinschaften, Freikirchen*, Gütersloh 2015.
- 8 Hans-Martin Barth, *Common Prayer: Auf dem Weg zu einer Theologie des interreligiösen Gebets*, in: Adelheid Hermann-Pfandt (Hg.), *Moderne Religionsgeschichte im Gespräch*, FS Christoph Elsas, Berlin 2010, 126ff, das Zitat 131.



5. Kapitel

Möglichkeiten und Kriterien interreligiöser Arbeit

Das Miteinander gestalten

Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Herkunft leben nebeneinander, aber auch miteinander. Vielerorts begegnet man sich täglich, und trotzdem sind gerade interreligiöse Kontakte nicht immer einfach und schon gar nichts Alltägliches. Unsicherheit, Missverständnisse und ein Übermaß an Es-unbedingt-richtig-machen-Wollen, an political correctness, erschweren den Umgang und lassen oft nur oberflächliche Beziehungen entstehen.

Wie kann es zu gehaltvollen, ehrlichen und ertragreichen Beziehungen kommen?

Vor einer Begegnung ist es ratsam, sich über den jeweiligen Gesprächspartner und dessen Tradition zu informieren, um das Gegenüber besser kennenlernen und verstehen zu können. Handelt es sich um eine traditionelle Gruppe oder eher um eine neohinduistische oder spezielle buddhistische Richtung?¹

Im Folgenden soll gezeigt werden, wie ein interreligiöses Miteinander gestaltet werden könnte. Konkrete Möglichkeiten finden sich in den Arbeitshilfen der ELKB, der VELKD und der ACK.²

a) Interreligiöse Beziehungen pflegen

Der Dialog muss auf gleicher Augenhöhe und damit offen geführt werden. Er findet nämlich, weil inzwischen viele Religionen in Deutschland heimisch sind, weithin nicht mit Gästen statt, sondern mit Einheimischen.

Anlass und Anstoß für interreligiöse Zusammenarbeit sind immer wieder Herausforderungen, vor die die Gesellschaft als solche gestellt ist: Anschläge, Konflikte und Kriege, auch das Wiedererstarken nationalistischer und fremdenfeindlicher Tendenzen. Dies muss die Religionsgemeinschaften immer wieder zur Stellungnahme, zum Gebet für Frieden und Gerechtigkeit und zum gemeinsamen Handeln herausfordern.

Es ist gut, dass Christen zusammen mit Menschen anderer Religionen ihre Stimme gegen Unrecht und Gewalt erheben und gemeinsam Zeichen setzen. Wo sich Kontakt und interreligiöse Zusammenarbeit jedoch nur auf solche Anlässe beschränken, wird die Verständigung einseitig bleiben. Wo jedoch aus innerem Interesse am Anderen aufeinander zugegangen wird, wo Geistliche und Gemeinden immer wieder ihre Nachbarn anderer Religionsgemeinschaften besuchen und bei sich zu Gast haben, da wächst

das Verständnis füreinander ebenso wie das Vertrauen zueinander – in Krisenzeiten eine tragfähige Grundlage des Zusammenlebens.

b) Klare und verlässliche Dialogstrukturen erarbeiten

Verlässliche Absprachen sind auf dem Feld interreligiöser Begegnungen von großer Wichtigkeit. Spontane, oft gut gemeinte Aktionen werden, wenn sie als vereinnahmend oder abwertend beim Gegenüber ankommen, schnell zu Stolpersteinen in der Verständigung. Gerade im Bereich der multireligiösen Feiern oder Gebete sollten deshalb klare personale, strukturelle und inhaltliche Vorgaben getroffen und eingehalten werden.

Ein Dialog vor dem Dialog kann Ziele, Bedingungen und Grenzen klären. So können verschiedene Ansichten von Sinn, Ablauf und Ziel einer Dialogveranstaltung vorab zusammengebracht, spätere Missverständnisse ausgeschlossen werden.

c) Beziehungen auf allen Ebenen anstreben
Interreligiöser Dialog lebt von Kontinuität und Vielfalt und kann auf den unterschiedlichsten Ebenen stattfinden. Es gibt formelle Religionsgespräche zwischen Geistlichen und Theologen, das gemeinsame Vorbereiten und Feiern multireligiöser Gebete als liturgisch-spirituelle Begegnungsform, Gesprächsgruppen, die sich über religiös-kulturelle Gemeinsamkeiten be-

ziehungsweise Differenzen austauschen, Veranstaltungen, bei denen das gemeinsame Erleben und Tun im Mittelpunkt stehen. Hier lässt sich nicht zwischen wichtigen oder weniger bedeutenden Unternehmungen unterscheiden, denn jede Form interreligiöser Gemeinschaft hat ihren speziellen Wert.

Horizont und Prüfstand all dieser Dialogveranstaltungen sind jedoch die selbstverständliche nachbarschaftliche Konvivenz, der Dialog des Lebens, der alltäglich auf der Straße stattfindet und den wir bei aller interreligiösen Aktivität nicht aus den Augen verlieren sollten.

d) Die Asymmetrie in den Beziehungen wahrnehmen

Christliche Gemeinden, muslimische Moscheevereine, israelitische Kultusgemeinden und andere religiöse Gruppen haben in personeller, sprachlicher, theologischer, struktureller und finanzieller Hinsicht zumeist sehr unterschiedliche Ausgangsbedingungen, auch und gerade im Blick auf interreligiöse Unternehmungen. Diese Asymmetrie muss kein Hindernis für gelingende Beziehungen darstellen, sollte jedoch mitbedacht werden, um Überforderungen auf der einen und Enttäuschungen auf der anderen Seite zu vermeiden. Eine partnerschaftliche und gleichberechtigte interreligiöse Zusammenarbeit eröffnet für alle Beteiligten Mitsprache- und Entscheidungsmöglichkeiten.

e) Sensibel für Sensibilitäten sein, aber sich um offenes Gesprächsklima bemühen

Einzelne Dialogpartner können aufgrund gesellschaftlicher und weltpolitischer Ereignisse oder wegen innerer Krisen unter besonderen Druck geraten, vor allem, wenn es darum geht, die eigene Religion in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Mit solchen Sensibilitäten sollte in der interreligiösen Zusammenarbeit achtsam umgegangen werden, was keineswegs bedeutet, heiße Themen zu tabuisieren. Persönliche Kontakte über Religionsgrenzen hinweg können gerade dort ihre Tragfähigkeit erweisen, wo mit Interesse und im Bemühen um Sachlichkeit das offene Gespräch gesucht wird.

f) Auf intrareligiöse Vielfalt achten

Jede Religion weist eine innere Vielfalt auf, die sich in unterschiedlichen Lehrmeinungen, Traditionen und Frömmigkeitsstilen äußert – man denke nur an die Unmöglichkeit, von der christlichen Frömmigkeit zu sprechen. Die interreligiöse Begegnung kann dem nur selten gerecht werden, allein deshalb, weil nicht alle Gruppierungen dem Dialog aufgeschlossen gegenüberstehen. Die Vielfältigkeit sollte aber stets im Bewusstsein bleiben, um Vereinfachungen vermeiden zu helfen. Gerade wenn man andere Religionen von ihrem Selbstverständnis her ernsthaft verstehen möchte, ist solch eine Differenzierung unabdingbar.

g) Gemeinsamkeiten feiern und Unterschiede (be-)achten

Innerhalb der Schöpfungslehre und der Ethik gibt es viel, auf das sich Angehörige unterschiedlicher Religionen in ihren Gesprächen, ihrem Feiern und ihrem Engagement gemeinsam beziehen können. Selbstverständlich gibt es auch theologische Differenzen, zum Beispiel im Gottesbild, in der Anthropologie, im Offenbarungsverständnis oder im Hinblick auf die Person und Bedeutung Jesu Christi. Das muss und soll nicht ausgeklammert werden. Abstriche an zentralen Punkten des eigenen Bekenntnisses vorzunehmen, auch wenn dies aus Rücksicht Andersgläubigen gegenüber geschähe, kann nicht Intention der interreligiösen Begegnung sein. Nur dort, wo wir offen, ehrlich und mit vollem Bekenntnis der jeweiligen Glaubensüberzeugung einander begegnen, wo wir einander mit und in diesen bleibenden Differenzen achten lernen, hat der Dialog letztlich Sinn.

h) Kein Proselytismus, aber einander das eigene Zeugnis auch nicht verschweigen

Die missionarische Ausrichtung, das Einladen anderer zum Glauben in Worten und Taten, gehört zum Christsein und soll auch in der interreligiösen Begegnung nicht verschwiegen werden; Vergleichbares finden wir auch im Islam. Anders verhält sich dies allerdings im Judentum.

Dass Mission ohne Überredung, Druck oder materiellen Anreiz vonstattengeht, dass die Gastfreundschaft und Hörbereitschaft der Dialogpartner nicht ausgenutzt werden und dass das eigene Zeugnis in sensibler Wahrnehmung und Achtung dessen, was dem anderen in seinem Glauben wert und wichtig ist, gegeben wird, das sind Grundmaximen des interreligiösen Dialogs.

Den Gesprächspartnern muss die gleiche missionarische Freiheit zuerkannt werden. Wo in wahrhafter Offenheit bzw. offener Wahrhaftigkeit geredet und gehört wird, stellt sich zu meist die Erfahrung ein, dass die Beteiligten nicht nur die andere, sondern auch die eigene Überzeugung besser verstehen lernen. So kann es sein, dass allen Beteiligten Möglichkeiten ihrer persönlichen Entgrenzung eröffnet werden.

i) Die Fest- und Feiertage der Religionen wahrnehmen

Während das öffentliche Leben in unserer Gesellschaft noch weitgehend am christlichen Festkalender ausgerichtet ist, verstreichen die Ruhe-, Fast- und Feiertage anderer Religionen fast unbemerkt. Gute interreligiöse Nachbarschaft schließt jedoch die wechselseitige Aufmerksamkeit für die wichtigen Festtage der jeweils anderen Tradition mit ein. Bei gemeinsamen Projekten und Veranstaltungen ist es unabdingbar, auf die damit verbundenen re-

ligiösen Pflichten und Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen.

j) Interreligiöse Entscheidungsprozesse zielen auf einen Konsens aller

Wo Vertreter unterschiedlicher Konfessionen und Religionsgemeinschaften miteinander am Tisch sitzen und etwas auf den Weg bringen wollen, kann dies nicht im Mehrheitsentscheid geschehen. Interreligiöse Kooperation basiert darauf, dass auf die Bedenken und Befindlichkeit aller Rücksicht genommen wird und dass Lösungen angestrebt werden, die alle guten Gewissens akzeptieren können.

k) Beten in der Gegenwart der anderen

Angehörige verschiedener Religionsgemeinschaften eint die Sorge um den Frieden in dieser Welt, die Sehnsucht nach Versöhnung und Gerechtigkeit, die Verantwortung für die Schöpfung und der Wunsch nach einem gelingenden Zusammenleben aller. Es gibt unterschiedliche Anlässe, bei denen sie einerseits diese gemeinsamen Anliegen im Gebet vor Gott bringen, andererseits ihre Verbundenheit als betende Menschen bekräftigen möchten. Das multireligiöse Gebet, bei dem Vertreter verschiedener Religionen je für sich aus ihrer eigenen Tradition heraus formulierte Gebete sprechen, während die anderen andächtig zugegen sind, eröffnet Möglichkeiten von Gemeinschaft, die das Trennende nicht ausklam-



merkt, sondern respektiert. Dabei ist auch auf die Wirkung von multireligiösen Gebeten zu achten, da der Unterschied zu interreligiösen Gebeten häufig nur schwer zu vermitteln ist.

I) In der Selbstdarstellung auf Abwertung anderer verzichten

Wo Dialog und Begegnung mit Menschen anderer Religionen ernsthaft gepflegt werden, gehen sie auch in Fleisch und Blut über. Dialogische Existenz bedenkt die Gegenwart anderer Religionen auch dann mit, wenn deren Vertreter nicht anwesend sind, und sie verzichtet in den Selbstäußerungen, in Gottesdiensten und im Unterricht auf eine mit Vorurteilen beladene, abwertende Darstellung anderer Glaubenstraditionen. Die eigene Glaubensidentität auf dem Zerrbild anderer Glaubenskonzepte aufzubauen, wird weder dem Selbstverständnis der fremden noch dem der eigenen Religion gerecht.

Anmerkungen

- 1 Informationen hierzu gibt es beim Landeskirchlichen Beauftragten für Interreligiösen Dialog und Islamfragen sowie bei den Landeskirchlichen Beauftragten für Weltanschauungsfragen (www.weltanschauungen.bayern).
- 2 Die Veröffentlichungen finden sich im Anhang.

Anhang

Veröffentlichungen und Materialien:

Erste Schritte wagen, Handreichung für die Begegnung von Christen mit ihren muslimischen Nachbarn, hrsg. i.A. des LKR der ELKB, München, 3. Auflage, 2009.

Ein überzeugtes „Ja“, Praxishilfen für christlich-muslimische Trauungen, Handreichung der ELKB, München, 2012.

Multireligiöses Beten, in: Kirche ökumenisch, Orientierungshilfe für die Gemeinde XX, hrsg. i.A. des LKR der ELKB, München, 1992.

Zum Umgang mit Taufbegehren von Asylsuchenden, Eine Handreichung für Kirchengemeinden, hrsg. vom Kirchenamt der EKD und der Vereinigung Evangelischer Freikirchen, Hannover, 2013.

ACK-Bayern, Brief an die Gemeinden zum Umgang mit Flüchtlingen, 2016.

www.ack-bayern.de/fileadmin/downloads/ACK_Bayern_-_An_die_Gemeinden.pdf

Materialsammlung und Links für die Arbeit mit Flüchtlingen aus der Arbeitsstelle des Beauftragten für interreligiösen Dialog und Islamfragen.

An der „Konzeption Interreligiöser Dialog“ haben mitgearbeitet:

AK Interreligiöser Dialog (ab 2009)

Barbara Eberhardt
Hans-Martin Gloël
Dr. Werner Haußmann
Ivo Huber
Prof. Dr. Friedrich Huber
Ursula Leitz-Zeilingner
Jutta Müller-Schnurr
Dr. Rainer Oechslen (Geschäftsführung)
Susanne Odin (Sekretariat)

Beratend

Rudi Forstmeier und Dr. Axel Töllner

2016 eingesetzte Synodale Arbeitsgruppe

Prof. Christoph Adt
Prof. Dr. Friedhelm Hartenstein
Renate Käser
Prof. Dr. Andreas Nehring
Matthias Öffner
Dr. Norbert Roth
Dr. Rainer Oechslen (Geschäftsführung)

Impressum

Herausgeber
Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern
Abteilung C Ökumene und Kirchliches Leben

Katharina-von-Bora-Str. 7-13
80333 München
www.bayern-evangelisch.de

Layout und Satz: dialog - büro für kommunikation Fürth
Druck: Wenng Druck GmbH Dinkelsbühl

Bildnachweis

Titelgrafik: Katja Pelzner, S. 3: ELKB
S. 8, 9, 12, 13, 16 und 23 (Jüdische Gemeinde Fürth): Wolfgang Noack
S. 24 (Brücke-Köprü, Nürnberg): Thomas Grieshammer; S. 31: Heiko Grünwedel
S. 32, 39 (Zen-Zentrum Regensburg): Orinta Z. Rötting
S. 44 (Friedensgebet St. Lorenz): Holger Wielsch

